...ksbücher
I.

Maienregen Gottessegen

von

Frieda Jung.

Werner Maus.

Werner Maus.

[redacted] Anjō

d. 22.9.18.

Ostpreußische Volksbücher
1. Bändchen.

Maienregen Gottessegen

von

Frieda Jung.

5. Auflage. 13.—14. Tausend.

Verlag
C. Sterzel's Buchhandlung (Gebr. Reimer)
Gumbinnen 1917.

Meine geehrte Freundin!

Zu Ihren köstlichen Erzählungen wünschen Sie ein einführendes, empfehlendes Vorwort meiner Feder? — Das ist gerade so, als wenn ich mich anheischig machen wollte, bei unseren lieben Landleuten den Maienregen für ihre Äcker einzuführen und zu empfehlen. Sie würden mich einfach auslachen: „Das wissen wir besser, was Maienregen ist, als Du." Und wenn es denn wirklich tropft, so warm und mild auf sprossende Auen und knospende Bäume von oben tropft, wenn junge Gräschen und zarte Blütchen nach dem Regen von Staub und Sand gereinigt, erfrischt dastehen, so achten die Landleute wenig auf meine Empfehlung, sondern jubeln vielmehr: „Gottlob! ein Maienregen ist kommen, ein Gottessegen!" —

Ich kann also auch nur eins tun, Ihr Büchlein grüßen: **„Willkommen, Maienregen — Gottessegen!"** In diesem Gruß liegt meine Freude und zugleich mein Dank für die liebliche Gabe, die Sie unserem Volke bieten. Eines empfehlenden Vorworts bedarf Ihr Büchlein nicht. Wer einmal Ihre herzerquickenden, innigen und sinnigen Gedichte gelesen hat, greift schnell mit freudiger Erwartung zu und liest auch Ihre Erzählungen mit innigstem Interesse. Diese sind in der Tat ein „Maienregen" für junge Saat

— für unsere liebe Jugend — mild und warm, erfrischend, reinigend und läuternd auf junge Herzen wirkend.

Eltern, die ihren Kindern solche Erzählungen schenken, haben die Gewißheit: Das ist gute Kost, das ist Maienregen für unsere jungen Pflanzen. Und so betrachte ich es als eine große Freundlichkeit des Flemming'schen Verlags zu Glogau, daß er Ihnen gestattet hat, die hübschen Geschichten, die bereits in seinem Töchteralbum zum Abdruck gekommen sind, zu einem Erzählungsbuch zusammenzustellen.

Wie ich für meine Anstalten, Kinderkrüppelheim, Mädchenerziehungsheim und Siechenhäuser eine Anzahl von Bändchen bestellen will, so wünsche ich auch herzlich, daß es in ganz Ostpreußen keine Volks- oder Schülerbibliothek gebe, in der nicht Ihr „Maienregen — Gottessegen" gefunden werde.

So geleite denn Gottes Segen Ihr Büchlein bei seinem Lauf durch unser Volk!

Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebenster

H. Braun, Superintendent.

Angerburg, den 1. Mai 1904.

Maienregen — Gottessegen.

War das ein Flimmern und Schimmern und Glühn
In der Frühlingssonne!
Der Himmel so blau, die Erde so grün!
War das eine Wonne,
Ein Baden im flutenden Sonnenschein!
Die Knospen lachten
Und dachten,
Es müsse immer so sein.

Doch der Frühlingshimmel sagte: „Nein,
Mein Blumenvölkchen,
Meinst du denn, du wärst auf der Welt
Nur zum Scherzen und Lachen bestellt?
Wachsen sollst du und blühn!“
Und ließ ein Wölkchen
Langsam über die Sonne ziehn.
Das trug einen Schleier vor dem Gesicht,
Ganz dicht —
Die Knospen kannten es nicht
Und duckten die Köpfchen.

Und nun ein Tröpfchen
Und noch eins und hundert.
Die Blumenkinder schauten verwundert:
Was war das?
Nun kamen sie gar zu tausend, zu tausend,
Die silbernen Tröpflein, rieselnd und brausend
Waren schon Röckchen und Löckchen naß.

Sprachen die Blumen in leisem Zagen:
„Muß das sein?
Wir sind eigentlich mehr für Sonnenschein.“

Und wieder sagte der Himmel: „Nein,
Ihr Kleinen,
Ein wenig, ein ganz klein wenig muß auch
Der Frühling weinen.
Trinkt nur die frische, kühle Flut;
Sie tut gut!
Trinkt sie hinein in Wurzel und Schaft:
Maienregen ist Gottes Segen,
Maienregen gibt Lebenskraft!
Und saht ihr das giftige Würmlein dort
Auf dem Rosenblatt? Nun ist es fort! —
Auf der jungen roten Tulpe den Staub?
Ist schon lang den silbernen Tröpflein zum Raub.
Trinkt nur, trinkt!“

Und sie horchten auf und hielten still,
Ganz still. —
Da fühlten sie innen ein Wachsen und Strecken,
Ein heimliches Sich-in-die-Höhe-recken;
Etwas, so wunderbar,
Was noch schöner als Lachen war.
Und sie hielten still — ganz still. —
— — — — — — — — — — — — — — —
Und dann: Verweht der graue Flor!
Sonne, nur Sonne rings auf den Wegen!
Wo sie erst ein Wölklein gesehn,
Sahen sie nun ein Englein stehn.
— — — — — — — — — — — — — — —
Maienregen ist Gottessegen!

Auf dem rechten Wege.

Ihre Meinung ist mir wertvoll gewesen. Ich danke Ihnen, meine Herren!"

Der alte Professor verneigte sich gegen seine Kollegen, mit denen er sich zur Beratung zurückgezogen, und öffnete die Tür nach seinem Sprechzimmer.

In seinen Zügen lag ein tiefer Schmerz. Eine solche Botschaft bringen, einem so jungen Wesen bringen — es war schwer. Ein paarmal setzte er an und brach wieder ab. Aber nein, das war ja unmännlich, unchristlich. Was Gott einem schickt, trägt man, und wenn er einem einen Auftrag gibt, richtet man ihn aus.

„Fräulein Sieg — mein liebes, liebes Kind — Sie müssen sich fassen. Das Menschenherz muß durch mancherlei hindurch — und bei Gott ist kein Ding unmöglich. — Aber mit der Operation — ja sehen Sie, das würde ganz vergeblich sein, weil

es doch bei Ihnen am Sehnerv liegt. — Der ist eben so schwach — so völlig kraftlos. Aber Kindchen, was machen Sie nun für Geschichten; ich habe ja schließlich noch nicht gesagt: tot!"

Doch die Blinde hörte ihn nicht mehr. Das dunkle Köpfchen lag hintenüber, und die junge, zarte Gestalt streckte sich wie im Sterben.

Und ein Sterben in gewissem Sinne war es ja auch, ein Abschiednehmen von allem, was da auf der Erde grünt und blüht und funkelt und leuchtet. Für immer — für immer.

Die elektrische Glocke tönte schrill durch das Haus. Eine Viertelstunde später führte eine Diakonisse mit einer älteren weinenden Frau das blinde Mädchen nach der Droschke.

— — — — — — — — — — — — — —

Gertraud Sieg hatte ihren Vater, der eine Stelle als Magistratsbeamter inne gehabt, kaum gekannt. Derselbe war schon gestorben, als man das kleine Traudchen noch auf dem Arm getragen. Die Mutter aber hatte ihre ganze Kraft daran gesetzt, das Töchterlein, das sich besonders hold und lieblich entwickelte, gut zu erziehen und seine ungewöhnlichen Geistesgaben bilden und leiten zu lassen.

So konnte Gertraud immerhin auf eine glückliche Kindheit zurückblicken; denn selbst körperliche Entbehrungen und Anstrengungen hatten Mutter und

Tochter freudig in dem Gedanken ertragen, daß es ja bald um so vieles, vieles schöner werden würde.

Wenn Traudchen erst Lehrerin wäre, mit festem Gehalt und freier Wohnung, dann würde sich das alles anders gestalten!

Und dann: Was schrieb sie für deutsche Aufsätze! „Eins“ — „eins“ — und wieder „eins“ stand darunter, und einmal war der Herr Direktor in die Mansarde der Frau Sieg gekommen und hatte das bekannte blaue Heft in der Hand gehabt. „Frau Sieg, das ist eine Freude! — Traudchen, Du läßt uns wohl lieber ein wenig allein!“ Und später hatte die Arbeit von Traudchen in der Tageszeitung gestanden, und eine Postanweisung war ins Haus geflogen: Honorar für Beitrag: „Unsere masurischen Seen“ — fünfundzwanzig Mark.

Das war an Traudchens fünfzehntem Geburtstag gewesen, und ihre Freundin Gottliebe hatte dazu gemeint: „Schatz, du wirst vielleicht noch einmal eine Schriftstellerin.“

Und Traudchen hatte in ihrem Herzen dasselbe gedacht und war mit allerlei eitlen Mädchenträumen zu Bett gegangen und — mit einem stechenden Schmerz im Kopfe aufgewacht.

Da war für Frau Sieg eine schreckliche Zeit angebrochen. Das Fieber stieg und stieg, und endlich hatten die Ärzte gemeint: „Eine Vereiterung im Kopf — sie wird wohl heimgehen!“ Aber oft

können die Ärzte rechnen und bestimmen und voraussagen — und Gott macht es doch auf seine Art.

Ach, und diesmal tat seine Art so unsagbar weh, daß das blutende Mutterherz zu brechen vermeinte. Die großen, dunklen Augensterne des geliebten Kindes schlossen sich zwar nicht im Scheiden von der Welt, wohl aber im Scheiden vom Licht, — und als Gertraud sich nach einem Vierteljahr von ihrem Krankenlager erhob, war sie blind.

Aber das konnte ja natürlich nicht so bleiben! Wofür gab es denn berühmte Männer in der Wissenschaft — Größen, Autoritäten?

Ach ja, die gab es wohl, nur daß sie kein Heilmittel für erstorbene Sehnerven wußten! — —

Und nun saßen die beiden im brausenden Zug. Nach Hause! Draußen war die Nacht hereingebrochen. So würde es jetzt immer um sie sein, so still und so dunkel.

Die Mutter stöhnte: „Kein Stern!"

Und die Tochter sagte schneidend: „Und kein Gott!"

— — — — — — — — — — — — — —

Man kann sich einen solchen Sturm im Lenz des Lebens kaum vorstellen. Wie er rast und wirbelt und tobt! Halt ein — hab' doch Erbarmen! Du zerstörst ja ein ganzes Blütenfeld! Du greifst ja bis in die Wurzeln.

Wer hätte in dem stummen, bleichen Menschenkind mit dem herbe geschlossenen Mund noch die muntere, flinke Gertraud wiedererkannt.

„Ich wollte, Du möchtest weinen und klagen und zu Deinem Gott schreien," meinte ihre Freundin Gottliebe, die Tochter der alten Pastorwitwe aus der unteren Etage, „und dann endlich zu Dir kommen und etwas Gescheites lernen."

Aber die Blinde winkte müde. „Laß nur, laß! Ich kann an Gottes Barmherzigkeit nicht mehr glauben. In mir ist alles tot — ich kann nicht mehr!" — — —

Und so kam der Winter heran. Das Weihnachtsfest war schon so nahe vor der Tür, daß die Kinder meinten, Christkindleins Boten könnten in jeder Stunde erscheinen und nachfragen, wie sich die kleine Hertha oder der wilde Hans das Jahr hindurch betragen. Schneeflocken fielen leise nieder und breiteten ein weißes Polster über die Erde, und hin und wieder fuhr ein Schlitten mit fröhlichem Geläut durch die Straßen.

Aber Traudchen sah dies alles nicht. Sie saß in dem alten Korbsessel am Fenster, die Hände müßig im Schoß, die Lippen fest zusammengepreßt. Ein unkindlicher, fast böser Zug lag zwischen den feinen Brauen.

Auf der Treppe wurde ein Schritt hörbar. Frau Sieg schritt zur Tür. „Ach, Sie sind es, Liebchen!

Natürlich, wer sollte es sonst auch sein! Gäste sind in letzter Zeit selten bei uns geworden."

„Nun, dafür komme ich ja um so öfter, liebe Frau Sieg. — Und denk' Dir, Traudchen, heute habe ich eine Bitte an Dich."

Das junge, etwa sechzehnjährige Mädchen hatte sich dabei an die blinde Freundin gelehnt und streichelte ihr zärtlich das Haar.

Die schüttelte ungeduldig den Kopf, als täte ihr die Liebkosung weh. „Nun, was willst Du denn, Gottliebe? Von mir etwas erbitten zu wollen — es ist der wahre Hohn."

„Nun, mit dem Hohn halt' ich es ja im allgemeinen nicht gar so sehr. Ich möchte wirklich etwas von Dir haben, Herz; — aber wenn Du mir nicht die Hand gibst und „Liebchen" zu mir sagst, wie in früherer Zeit, so hab' ich einfach nicht den Mut."

Die Blinde gab sich gewaltsam einen Ruck. „Liebchen!"

„Nun, siehst Du!" Die Freundin kniete bereits neben ihr. „Also da ist doch auf unserem Hof die Witwe Hagen mit ihren fünf Kindern. Und in vierzehn Tagen ist Weihnachten. Du — da kann ich wirklich nicht allein fertig werden. Denn sieh mal, zehn Beinchen, die wollen doch schließlich bestrickt sein. Und dann die Puppen!" Sie hielt inne. Aber Gertraud gab keine Antwort. „Du mußt mir helfen, Schatz!"

Die Blinde richtete sich auf. „Ich glaube, Du spottest!"

„I — das fällt mir ja gar nicht im Traume ein. Ich spreche im Ernst. Tausend, da wird das große Mädel hier im Lehnstuhl sitzen und die Hände in den Schoß legen — und die kleine Lena unten kann ihrethalben die lahmen Beinchen erfrieren. Du bist mir schön!" Und dabei küßte sie dem blinden Mädchen bei jedem Satz die lässige Hand. „Fühl' nur, Traudchen, die schöne, weiche Wolle. Die wird dem armen Lenchen mal wohltun. Angefangen habe ich schon. Nun strickst Du immer achtmal herum, und dann nimmst Du ab." Gottliebe erhob sich und küßte die in hartnäckigem Schweigen verharrende Freundin auf die Augen. „Jetzt muß ich gehen. Hab' Mitleid, mein Engel!"

Als sie an der Tür war, hörte sie, wie das Strickzeug zur Erde fiel.

Im Flur begegnete sie der Frau Sieg, die hinausgegangen war, um etwas in der Wirtschaft zu besorgen. Sie sah vergrämter denn je aus.

„Ach, Fräulein Liebchen, ist das ein Leben! Ja, wenn man sie dahin bringen könnte, daß sie sich mit etwas beschäftigte! Aber sie sagt, sie will so tatenlos dasitzen, damit sich der Körper schneller aufzehre und alles zu Ende sei!"

Gottliebe traten Tränen in die Augen, und sie ging still nach ihrer Wohnung. — — — — —

„Stille Nacht, heilige Nacht," klang es laut und vernehmlich über den engen Mietshof. Und dann „Der Christbaum ist der schönste Baum" und „Morgen, Kinder, wird's was geben!" Das letzte Lied endigte mit einem lauten Jauchzen und Jubeln. Die Hagenschen Kinder übten ihre Festlieder.

Gertraud schloß leise das Fenster, das sie trotz der kalten Witterung geöffnet hatte, kauerte auf dem Boden nieder und suchte. „Hierher muß es gefallen sein" — und da lag es auch wirklich. Sie nahm das Strickzeug behutsam in beide Hände und hielt es eine Weile. „Du solltest die Strümpfchen fertig machen, Mama," sagte sie endlich stockend. „Liebchen läßt sich nicht sehen, und es könnte schließlich zu spät dazu werden."

Frau Sieg hustete verlegen. „Ja, mein Herzchen, das geht leider nicht."

„Und weshalb nicht?"

„Ja, weißt Du, ich habe seit einigen Wochen solch einen Schmerz in der rechten Hand — da kann ich nicht so recht arbeiten."

„Aber Mama, und das sagst Du gar nicht? Wie besorgst Du denn nur die Wirtschaft?"

„Ach Kind, da beiße ich die Zähne zusammen. Man muß ja so oft etwas tun, was einem schwer wird."

Traudchen sagte kein Wort; nur die Nadeln in ihrer Hand fingen plötzlich an leise zu klirren. Sie strickte. — — —

Wie hatte Traudchen sich doch nur vor dem Heiligabend gefürchtet! Der Tag der Freude, des Lichtes und Glanzes, wie entsetzlich würde er auf sie wirken! Sie hatte es schon vorher durchkostet, wie sich gleich beim Erwachen ihr Herz zusammenkrampfen würde: Für alle Licht — nur für mich Nacht und Trauer! Wenn nur der Tag, der Tag nicht käme!

Und nun war er da Vom Turm schlug es acht Uhr. Schon so spät? Merkwürdig, wie gut sie heute geschlafen, so gut, wie seit langem nicht. Ja, wennn man aber auch so spät zu Bett kommt!

Nun, die Strümpfchen waren dafür aber auch alle fertig geworden. Jetzt war nur noch das Band durch Lenas Röckchen zu ziehen, und an dem Puppenkleid fehlten noch die Knöpfe. Und daß die Mutter nur ja nicht den Kuchen selbst einrührte mit der armen, kranken Hand.

Traudchen war aus dem Bett gesprungen und beeilte sich, so gut es gehen wollte. Aber so sehr gut ging es noch nicht. Wenn man einen seiner Sinne durch verdoppelte Anstrengung der anderen einigermaßen ersetzen will, so gehört dazu sehr viel Übung, sehr viel Geduld und sehr viel Willenskraft. Und von dem allen besaß Traudchen doch vorläufig nur ein recht geringes Maß.

Nein, es ging noch nicht so sehr gut.

„Mama, ich habe die Knöpfe schon angenäht."

„Das ist ja aber auf der linken Seite, Herzchen. Du mußt andermal fühlen, wo die Nähte sind." Oder —: „Aber Traudchen, Du bringst mir ja den halben Kuchenteig auf den Küchentisch. Rühre nur langsam, oder bist Du schon müde, mein Liebling?"

„Nein, Mama!"

So war doch zum wenigsten die träge Ruhe der Verzweiflung gebrochen. Die Blinde sprach und bewegte sich. Und beim Sprechen und Bewegen vergeht der Tag schneller, als wenn man stumm im Lehnstuhl sitzt.

Aber dann abends, als alles fertig war und die Glocken die heilige Christnacht einläuteten, da schlich sich der finstere Gram doch hinein in die junge Mädchenseele. „Warum — ach, warum gerade ich?"

Doch was waren das da plötzlich für ungleiche Schrittchen im Nebenzimmer? Wen ließ die Mutter denn da hinein? Lenchen? Ach, das war unrecht, daß das gebrechliche Kind sich die zwei Treppen hinaufgequält. Es hatte so gar keinen Zweck. Sie stand auf und wollte in ganz unberechtigter Abwehr den Riegel vorschieben. Da war es aber schon zu spät, und das etwa zehnjährige Kind schob sich mühsam auf seiner Krücke hinein.

„Guten Abend, Fräulein Traudchen! Ach, liebes, liebes Fräulein Traudchen!" Es lag in dem Ton

etwas so Jauchzendes, Innig-Tiefes, daß das blinde Mädchen ganz rot wurde über seine vorherige Absicht.

„Guten Abend, Lenchen! Na, was möchtest Du denn?"

„Aber Fräulein, da fragen Sie noch?" Jetzt lachte das Kind hell auf. „Bedanken will ich mich natürlich. Da — fassen Sie nur einmal an, wie das sitzt!" Sie nahm Traudchens Hand und strich damit über ihre weichen Strümpfchen und den neuen Unterrock. „Großartig, nicht wahr?"

Nun lächelte auch Gertraud. „Ja, Lenchen, sehr fein. Und sag' mal, tut Dir denn Dein Knie noch immer weh?"

Die Kleine nickte. „Ja, Fräulein Traudchen; das wird wohl auch sobald nicht aufhören. Aber daran bin ich nun schon gewöhnt. Ach, und heute ist Weihnacht, und ich bin so sehr, sehr froh!"

Gertraud hatte sich auf das kleine Sofa gesetzt und das Kind an ihre Seite gezogen. „Weshalb bist Du denn so sehr froh?"

„Na, aber Fräulein! Wenn die Weihnachtsglocken läuten — —!"

Sie rückte näher an das junge Mädchen heran. „Wissen Sie, die Großmutter sagt, früher, wie es noch nicht Weihnachten gab, soll es gar nicht so hübsch auf der Welt gewesen sein. Und überhaupt, wer klein und schwach war, der konnte nur zusehen,

wo er ein Winkelchen zum Weinen fand, sagt meine Großmutter. Soll sich keiner viel drum gekümmert haben, sagt sie."

„Es hat immer Mütter gegeben, Lenchen."

„Na ja, aber die andern, Fräulein Traudchen! Meine Großmutter sagt — —."

Sie stockte. Das Herzchen war wohl voll bis zum Rand; aber der kleine Mund konnte die Worte nicht so rasch formen; da lächelte er nur.

„Bergers Mariechen trägt mir immer meine Bücher, und kein Kind in der Schule darf mich schubsen," sagte sie dann. „Da paßt Herr Krause schon auf! Ich sag' Ihnen, da paßt Herr Krause schon auf!"

„Das ist Dein Klassenlehrer, Lenchen?"

„Ja! Und kennen Sie Behrends Gustavchen? Der ist doch bucklig. Den trägt er immer herum. Ich meine — in der Pause. Und nun machen sich die großen Jungens forsch und tragen ihn auch."

Da wußte Traudchen, daß das Kind das Erbarmen meinte, das mit dem Christfest in die Welt gekommen. Und es kam ihr dunkel, daß man sich über Weihnachten doch eigentlich ein wenig freuen müsse.

Die Kleine streichelte ihre Hand. „Können Sie auch schöne Geschichten erzählen?" fragte sie plötzlich ganz unvermittelt.

Da sagte sie: „Ja." Sie mochte dem rührenden Krüppelein gegenüber nicht ihre Herzensleere und Gedankenarmut eingestehen. Und sie fing auch sofort an, zu erzählen.

Eine schlichte Weihnachtsgeschichte aus ihrer Kinderzeit her. Aber wie die sich beim Erzählen vertiefte und klärte und sich unwillkürlich den vorangegangenen Worten der Kleinen anpaßte! Und wie da, wo ihr eigenes Verstehen nicht ausreichte, die Phantasie einsetzte, sie auf ihren goldenen Flügeln erhob und es so licht und herrlich um sie machte, daß ihr plötzlich das Verständnis kam, es gäbe auch ein inneres Schauen und eine innere Welt, und in ihr könne jeder König sein, der es nur wolle.

Das Kind war außer sich vor Freude und wollte Traudchen die Hand küssen.

„Aber, Lenchen, mach' doch keinen Unsinn! Du kannst ja, wenn es Dir Spaß macht, alle Abend zu mir heraufkommen. — Und" — sie breitete plötzlich die Arme aus und zog die Kleine an ihr Herz — „und ich danke Dir, Lenchen!"

Später brannte in dem Stübchen ein kleiner Weihnachtsbaum. Es war gegen die Verabredung; denn als die Mutter früher einmal davon gesprochen, war Traudchen sehr bitter geworden und hatte gemeint, das verbiete doch wohl die einfachste Rücksicht ihr gegenüber.

Und deshalb war Liebchen auch so furchtbar zaghaft gewesen, als sie mit der kleinen Tanne hereingekommen. „Ach, Traudchen, sei nicht böse, sie duftet so wunderbar."

Da hatte Traudchen gelächelt — die Mutter hatte sich nicht getäuscht —, wirklich gelächelt und gemeint: „Ja, nach Freude!"

Lenchen war bereits hinuntergegangen. Nur die drei saßen still zusammen. Und das Bäumlein brannte. Da kam die Mutter mit ihrem Weihnachtsgeschenk. Es waren zwei Bücher: „Winter-Idyll" von Karl Stieler und „Ährenlese" von Frida Schanz. Traudchen wurde sehr rot. Sie hatte sich die ganze Zeit hindurch nichts vorlesen lassen und für alle freundlichen Anerbietungen nur ein bitteres „Ich danke" gehabt. Auch Liebchen hatte ein Buch in den Händen nnd legte es jetzt fast atemlos in den Schoß der Freundin. Es hatte ein ziemlich großes Format, und Traudchen hielt es für ein Notenbuch. Was sollte das ihr, der Blinden? Sie blätterte darin, und dabei berührten ihre schlanken Finger die Blätter. Und da kam ihr das Verständnis.

„Liebchen — das ist ja Blindenschrift! Hast Du denn — —"

Sie konnte nicht weiter sprechen. Ein leises Schluchzen durchzitterte ihren ganzen Körper, und immer wieder glitten ihre Hände über die fühl-

baren Punkte, die durch Stechen in das Papier entstanden waren.

„Aber, Traudchen, mach' doch nur keine Geschichten!“ Gottliebe legte beide Arme um den Hals der Weinenden. „Ich mußte doch mal endlich Punktschrift lernen. Wie soll ich Dir sonst Briefe schreiben, wenn wir einmal getrennt werden?“

„Aber ich kann es ja doch nicht lesen, Liebchen!“ Das war ein so rührend kindlicher Ton, wie Gertraud ihn noch nie seit ihrem Unglück angeschlagen.

„Lesen? Na hör' mal! Das habe ich ja sogar begriffen und bin doch nur ein Dummchen gegen Dich! Dir bringe ich das in acht, wenn's hoch kommt, in vierzehn Tagen bei.“

„Das heißt,“ fügte die Mutter leise hinzu, „unser Liebling muß wollen — ernstlich wollen!“

Da fiel ihr die Tochter um den Hals und sagte: „Ich will!“

Und dann war der Baum abgebrannt, und Frau Sieg und Gottliebe bestanden darauf, daß Traudchen zu Bett ginge. Da lag sie nun in ihren weißen Kissen, so zärtlich von Liebe zugedeckt, und lächelte still in sich hinein. „Was hat das Buch denn eigentlich für einen Inhalt, Liebchen?“

„Es ist ein Losungsbuch und sagt Dir für jeden Tag einen Spruch.“

Das blinde Mädchen drückte der Freundin bittend die Hand.

Die hatte sie schon verstanden und begann mit leiser Stimme zu lesen: „Ich habe Dich je und je geliebt; darum habe ich Dich zu mir gezogen aus lauter Güte."

Und das war der Schluß von dem gefürchteten Christabend und der Anfang eines neuen Lebens. —

Denn Traudchen hielt Wort. Sie wollte wirklich — und nicht nur lesen lernen, wie sie es versprochen. Nein, mit dem Lesen hing ja doch auch das Schreiben unmittelbar zusammen. So etwas aber erfordert ein ganzes, volles Aufmerken, und wenn beispielsweise die Freundin ihr ein Frühlingslied diktierte, das sie sich in Punktschrift zu eigen machen wollte, oder wenn sie sich mit dem Lesen eines Buches aus der Blindenbibliothek abmühte, so mußten die schwarzen Gedanken vom „Ausgestoßensein" und dergleichen einfach vor der Tür bleiben. —

Auch von außen her kam etwas Freundliches dazu. Der Direktor der Mädchenschule, der sie als Schülerin immer so besonders lieb gehabt, und der sich nun von ihrer Kälte und Verzweiflung nicht mehr zurückgestoßen fühlte, kam zuweilen zu ihr herauf. Und eines Tages folgte ihm der Schuldiener; der trug unter dem Arm eine Schreibmaschine, ein Geschenk der Lehranstalt an die einstige Schülerin. Dazu hatte ein Mädchen aus der ersten Klasse ein kleines begleitendes Gedicht

gemacht, keine lyrische Leistung natürlich, aber so innig und treu, daß Traudchen sehr weinen und sich sehr freuen und selbstverständlich in entsprechender Weise erwidern mußte. Und dabei kamen ihr plötzlich Töne von überraschendem Wohllaut, Töne, in denen es sang und klang und zu denen ihre aufhorchende Umgebung sagte: „Was ist das — ?“ Es war mit ihrem Herzen wie mit einem verhärteten Saatfeld gegangen. Wenn es erst einmal recht ordentlich vom Frühlingsregen erweicht ist, da verträgt es auch die Sonne, die vorher gar keinen Eindruck auf seine ausgedorrte Erdschicht gemacht. Und wenn die wirklich kommt, so pflegt es sich in dem Ackerland zu rühren von geheimnisvollem Leben und Keimen; — und eines Tages ist alles grün, und die Vorübergehenden meinen: „Das gibt, so Gott will, eine gute Ernte!“

O, und wieviel liebe Hände leisteten an dem Saatfeld von Traudchens Herzen treue Gärtnerdienste! Da war zuerst die Mutter, die durch ihr mutiges Tragen, ihre rührende Treue im Kleinen auf ihr Kind wirkte und dasselbe fast unmerklich in einen geregelten Arbeitskreis hineingewöhnte.

„Was meinst Du, Traudchen, ob Du wohl den Kaffee aufbrühen könntest — oder Staub wischen — oder das Gemüse aus dem Garten holen — oder mir das kleine Frühlingslied spielen, das ich immer so gern hörte?“ Und der Fuß der

Blinden wurde vorsichtiger, das Gefühl in der zarten Hand feiner, das Gehör schärfte sich, — und allmählich konnte sie es wirklich.

Dann kam Liebchen, die bewährte Freundin. „Hast Du davon schon etwas gehört? Nein? Da muß ich es Dir aber unbedingt vorlesen!" Oder: „Darüber will ich Dir ein Buch in Punktschrift besorgen.

Ja, selbst der Herr Direktor versäumte es nicht, die junge Mädchenseele anzuregen und ihre Phantasie zu beflügeln. „Sie könnten mir wohl zu dieser Gelegenheit ein paar hübsche Verse machen, liebes Kind. Die Antwort, die sie damals an unsere Schule richteten, war so rührend schön."

„Ja, die habe ich auch mit dem Herzen geschrieben!"

„Nun, ich denke mir, ein Herz voll Menschenliebe dürfte schließlich für jedes größere Ereignis im Leben ein Wörtlein übrig haben. Sollte das nicht auch bei Ihnen der Fall sein?"

So halfen sie alle pflanzen und hatten auch alle die Freude, daß das Saatfeld wuchs und gedieh, — unbewußt sogar das kleine Lenchen vom Hofe, das täglich in der Dämmerstunde heraufkam und seinen Anspruch auf den blühenden Märchenreichtum der Blinden geltend machte. Und der Segen zu dem allen kam von oben her.

— — — — — — — — — — — — — —

„Das wird, so Gott will, einmal eine reiche Ernte," meinte Herr Direktor Dr. Peters, als er

anderthalb Jahre später an seinem Schreibtisch saß und ein Manuskript zusammenlegte, das er soeben mit tiefer Bewegung gelesen. „Diese Erstlingsgaben sind geradezu köstlich — echte, deutsche Mädchenlieder. Alles so selbstverständlich und ungesucht, wie das Gebet eines Kindes, und dabei doch so tief."

„Ja, ich halte die Gedichte auch für druckwert," erwiderte seine Gattin und schaute ihn mit ihren guten, klugen Augen an. „Allerdings — Gertraud Sieg ist noch nicht achtzehn Jahre; da finden sich doch wohl Bedenken."

Der alte Herr ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er stehen. „Unter anderen Verhältnissen würde ich mich allerdings scheuen, ein so junges Menschenkind gewissermaßen in die Oeffentlichkeit zu drängen. Aber sieh mal, Herz — erstens ist Traudchen ein ganz unbestreitbares Talent, zweitens ist sie durch ihr Leid ihren Altersgenossinnen um viele Jahre vorausgereift, und drittens, — na, Du weißt ja, daß die Mutter nicht vermögend ist, es könnte ihr auch pekuniär nützen."

Frau Peters stand auf und legte beide Hände auf die Schultern ihres Gatten. „Du Guter, Lieber, es wäre ja zu schön!"

„Ich hoffe wenigstens das Richtige zu tun, und da Traudchen zu solch einem Schritt zu zaghaft sein dürfte, soll es für sie eine Weihnachtsüberraschung

werden." Damit griff er nach dem Kürschner und suchte nach Verlagsanstalten. — — — —

Und nun ist es wieder Christabend. Die Musik ist eben durch die Straßen der Stadt gezogen. „Vom Himmel hoch, da komm' ich her" hat es jubelnd und siegesfroh in die tiefe Dämmerung hineingeklungen, und es liegt ein Hauch über der Erde, der ist nicht von dieser Welt — ein Hauch des Friedens. Aber nur solche Herzen empfinden ihn, die auch nicht „allein von dieser Welt" sind. Wer am Weihnachtsabend an nichts weiter zu denken weiß, als an Kleider und Fächer und Blumen, der kennt ihn nicht.

Im Wohnzimmer der Frau Sieg ist der Christbaum noch nicht angezündet. Er ist diesmal etwas größer als die kleine Tanne, die Liebchen vor zwei Jahren hineingetragen. Sonst hat aber alles noch dasselbe Gepräge; nur in einer Zimmerecke steht ein einfacher Schreibtisch mit Mappe und Schreibmaschine, und darüber hängt ein in Holz gebrannter Spruch: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege."

Es klingelt leise, und Traudchen eilt zur Tür. Ihre Bewegung ist schnell und sicher. Ein Fremder würde daraus nicht schließen können, daß sie blind sei. Aber die da jetzt eintritt, ist keine Fremde. „Liebchen!" Sie halten sich weinend und jauchzend in den Armen. „Liebchen, wie sehr habe ich mich nach Dir gesehnt, Du mein Herz, mein Augentrost!"

Die Freundin lacht. Es ist ein neckisches, mutwilliges Lachen, trotzdem sie zu ihrem schlichten Reiseanzug bereits das weiße Häubchen der Probeschwester trägt. „O, beinahe hätte ich nicht mehr den Mut gehabt, zu Dir kleinen, berühmten Person zu kommen. Ach Traudchen, Traudchen, wer hätte das gedacht!“ Mit beiden Armen umfaßt sie die zarte Gestalt der Freundin und wirbelte sie ein paarmal im Kreise herum. „Du — und daß auch das süße Gedicht, das Du mir mit Punktschrift ins Album geschrieben, in dem Buche steht: An meine treue Gottliebe! Na, wenn ich vor Freude nur nicht hochmütig werden möchte!“

Jetzt hat sie sich der Frau Sieg bemächtigt, die gleich ihrer Tochter lächelnd, aber verständnislos dreinschaute.

„Wir verstehen Sie nicht, Liebchen — was meinen Sie eigentlich?“

„Was ich meine? Aber Frau Sieg!“

„Klingling“ ertönte in diesem Augenblick die elektrische Glocke draußen, und die junge Probeschwester, an stete Dienstfertigkeit gewöhnt, fliegt zur Tür. In einer Minute ist sie wieder da. „Ein Bote von Herrn Direktor Peters. Er hat zu seinem größten Bedauern plötzlich verreisen müssen und schickt Dir diesen Brief, Traudchen, (natürlich auch eine Gratulation) auch fünf Exemplare von Deinem Buch. Du, die sind aber noch schöner gebunden als das, was ich von der Frau Oberin bekam.“

Traudchen ist sehr blaß geworden und zittert leise. „Ich weiß nicht, — mir ist so wunderbar, — sag' mal, Liebling, was steht denn da auf dem Titelblatt?"

Einen Augenblick schaut die kleine Probeschwester Traudchen und deren Mutter an. Plötzlich begreift sie und sagt langsam mit stockendem Herzschlag: „Durch Nacht zum Licht. Gedichte von Gertraud Sieg."

Dann wird es ganz still im Zimmer. Die Mutter zündet, um ihrer großen Bewegung Herr zu werden, leise die Kerzen am Christbaum an, und dann geben sich die drei die Hände und lächeln sich glückselig zu.

„Wir hatten keine Ahnung davon, Liebchen," versicherte Frau Sieg endlich.

„Nein," sagte Traudchen in tiefer Bescheidenheit, „ich habe nie daran gedacht. Aber wenn ich auch unendlich dankbar bin, so weiß ich doch auch, daß solch eine kleine Mädchengabe an sich noch nichts ist und nichts bedeutet. Höchstens, daß sie mich selbst mit der frohen Zuversicht erfüllt: Ich bin auf dem rechten Wege."

Die Mutter zieht sie an ihr Herz. „Das bist Du, mein Liebling. Auf dem Wege auch, Dich trotz Deines Leidens als Gottes Kind zu fühlen. Weißt Du noch die Losung, die Deine Freundin Dir vor zwei Jahren brachte?"

„Ja, Mutter: Ich habe Dich je und je geliebt, darum habe ich Dich zu mir gezogen aus lauter Güte!"

Die Geschichte vom Hochmut.

Es zieht ein Geselle von Land zu Land
In einem bunten Narrengewand.
Sein Hirn ist hohl, sein Herz ist leer;
Doch tut er, als ob er ein König wär'.
Und begegnet ihm je ein verhärmtes Gesicht,
Ein schlichtes Kleid: er sieht es nicht.
In seinen Gedanken, wirr und kraus,
Kommt er nie über Geld und Titel hinaus.
Er ist ein lächerlich dummer Fant
Und unter dem Namen „Hochmut" bekannt.

Ihr jungen Mädchen, blütenrein,
Sollte das für euch wohl ein Umgang sein?
Ich seh ihn in euerm Kreise gehn
Und bin verwundert und bleibe stehn
Und merke an Haltung, Blick und Ton,
Er ist euer Weggefährte schon.

Das soll nicht sein! Ihr seid mir zu lieb,
Zu teuer für solch einen Tagedieb.

Laßt ihn draußen an der Hecke warten
Kommt ein Viertelstündchen zu mir in den Garten;
In der Fliederlaube, im Abendstrahl,
Da will ich beginnen: Es war einmal!
Und will euch erzählen, leise und sacht,
Was der Hochmut aus jungen Mädchen macht.
Und wenn dabei meine Lippe bebt,
Bedenkt, ich habe es selbst erlebt,
Und noch immer tut's weh im Herzen mir.

Hört also: Ich war so jung wie ihr,
Hatte lachende Augen und braunes Haar
Und wußte wohl kaum, wie glücklich ich war.
Wohl sah ich zu Hause mit feuchten Blicken
Die Mutter für andere bügeln und flicken,
Sah, wie sie für ihre kleine Marie
Sich mühte und sorgte spät und früh,
Sah, daß sie sich nie eine Freude gönnte,
Damit sie mich gut erziehen könnte.

Doch wenn ich dann in der Schule saß,
Ich's über den Büchern auch wieder vergaß.
Ich lernte spielend, begriff das Schwerste;
Ich war auf allen Klassen die Erste.
Und harmlos und gut, wie Kinder sind,
Sah niemand in mir das Küsterkind.
Ich fühlte keinen Unterschied.
Im frohen Kreis ein frohes Glied,
Ging ich bei allen ein und aus.

Doch am liebsten war ich in Irmgards Haus.
Nicht weil so herrlich geschmückt die Wand,
Ein Springbrunnen vor der Türe stand,
Weil hinter Portieren und seidenen Decken
Wir uns so herrlich konnten verstecken,
Weil die Spiegel so hoch, die Sessel so weich;
Ach nein, ihr Mädchen, das war mir gleich.
Das machte wenig Eindruck auf mich,
Die Irmgard selbst, die liebte ich.

Sie saß in der Schule an meiner Seite;
Auf dem Heimwege gaben wir uns das Geleite.
Wir lernten und spielten nie allein:
Jeden Streich begingen wir zu Zwei'n.
Und wenn sie einmal dabei uns trafen:
Wir ließen uns auch für einander strafen —
Ich lernte von ihr die Ponys zügeln —
Und brachte ihr heimlich bei das Bügeln.

Doch das Schönste in unserm Freundschaftsbunde,
Das war im Winter die Dämmerstunde.
Bei uns im Stübchen, da war es so warm,
Die Mutter nahm jede in einen Arm,
Und aus ihrem wundertiefen Gemüt
Stiegen leise, leise Märchen und Lied,
Geschichten von zartem, unendlichem Reiz,
Und ernste Bilder und Worte vom Kreuz.
Dann hat mich oft die Irmgard geküßt:
„Marie, du weißt nicht, wie reich du bist!"

Und ich faßte die Mutterhand fester noch
Und flüsterte leise: „Doch, Irmgard, doch!"

So gingen die Jahre fröhlich dahin,
Jeder ein lachender Frühlingsgewinn.
Von der Schule hatten wir Abschied genommen
Und die ersten langen Kleider bekommen.
Und konnt' auch das meine nicht schlichter sein —
Meine Mutter schaute so seltsam drein,
Ein leises Bangen im lieben Gesicht.
Doch wir lachten —: wir verstanden sie nicht.

Der Winter kam mit Eis und Schnee,
Wir waren mehr zusammen denn je.
Ich mußte täglich bei Irmgard weilen,
Ihren Unterricht, ihre Freuden teilen;
Auch als die junge Verwandte kam,
Das vornehme Reis aus altem Stamm,
Das in unsres Lenzes Blumenspiel
Fremdartig, stolz — fast störend fiel.
Sie nahm kaum teil an unserm Scherz,
Und oft ging es mir heiß durch's Herz,
Wenn sie, waren andere Mädchen da,
Halb blinzelnd an mir heruntersah.
Doch schoß das Blut mir jäh in die Wangen,
So hielt mich auch Irmgard schon umfangen
Und küßte mir mit liebem Wort
Das kindische Gekränktsein fort. —

Und sie war so schlank, so vornehm, so fein,
Das flößte uns stumme Bewunderung ein.
Die Haltung des Hauptes, ihr tönendes Lachen —
Wir versuchten schüchtern es nachzumachen.
Der fremde Akzent, mit dem sie sprach,
Wir ahmten mit großem Bemüh'n ihn nach.
Ein lächerlich Tun, ein töricht Begehren!
Das konnte natürlich nicht lange währen.
Es kam ein Tag —! Ich weiß es wie heut:
Fröhliches, klingendes Schellengeläut.
Wir gingen zur Eisbahn. Die Schlittschuhe klirrten,
Schneebälle hin und wieder schwirrten.
Wie Hilde heute sich amüsierte!
Wie sie selbst im Spiel uns imponierte!
Und Irmgard flüsterte: „Weißt du, Marie,
Ich wünschte, ich würde einmal wie sie!"
Ich drückte ihr nur stumm die Hand. —
Da kam in grobem, wollnem Gewand
Mit einem Korbe, groß und schwer,
Mein Mütterlein am Wall daher.
Ein Lächeln lag auf ihrem Gesicht
Wie Sonnenschein. — Sie bemerkte uns nicht.
Doch Hilde sah ich das Köpfchen drehn.
„Habt ihr die komische Alte gesehn,
Mit dem groben Rock, gefaltet und breit,
Und der Haube wohl noch aus der Großmutterzeit?
Seht, dort in das Häuschen geht sie hinein.
Die ergötzt mich wirklich. Wer mag es wohl sein?"

Sie schaute uns an — und mit blassem Gesicht
Sprach Irmgard stockend: „Ich — kenne — sie — nicht!"
Und ich, jeder guten Regung beraubt,
Ich stand — und schüttelte leise mein Haupt.
Wie das mir noch heute greift in die Seele!
Wie jedes Wort mich würgt in der Kehle!
Und doch — es ist wahr? Erstarrt und glaubt:
Ich stand und schüttelte leise mein Haupt.

Dann schritten wir weiter in scheuer Hast,
Doch plötzlich hat mich ein Krampf erfaßt:
Ein Ton zog herüber, windverweht;
In der Ferne hatte ein Hahn gekräht!

Da riß ich mich los, da stürzte ich fort.
Mir war es, als wäre mein Herz verdorrt,
Als hätte Gott meine Stirn gezeichnet,
Ich hatte ja meine Mutter verleugnet!
Ich weinte, ich wimmerte vor Scham.
Und noch einmal den Weg ich zu Hilde nahm
Und rief ihr entgegen, heiser und rauh:
„Die komische Alte, die schlichte Frau,
Die uns begegnet am Ende des Walles —
Das war meine Mutter! Das war mein Alles!"
— — — — — — — — — — — — — —

Was sich dann weiter zugetragen,
Vor Rührung vermag ich es kaum zu sagen.
Ich lag vor der Mutter auf meinen Knien,
Und nach Mutterart hat sie mir verziehn.

Sie sagte, das hätte in schlimmem Wahn
Nicht ihr Kind, das hätte der Hochmut getan,
Der schreckliche Hochmut, albern und hohl.
Und daß er nun fort sei, das wisse sie wohl,
Und daß, wenn man tief in der Seele sich schäme,
Er auch nimmer, nimmer wiederkäme.
Und als mein Herzschlag ruhiger ging,
Ich wieder an ihrem Halse hing,
Da meinte sie ernst: „Sieh, Kind, im Garten
Gibt's viel der verschiedensten Pflanzenarten,
Verschieden in Farbe und duftendem Hauch,
In Blüte und Frucht — wie Menschen auch.
Doch jeder ist ihr Platz beschert,
Und jede hat eigenen Zweck und Wert.
Und die köstlichste Rose, perlenbetaut,
Darf doch nicht verachten das Küchenkraut.
Der Gärtner beide mit Sorgfalt pflegt,
Ob er auch auf verschiedenem Platz sie hegt."

Ich blickte erglühend auf zu ihr,
Da öffnete leise sich die Tür —
Und da stand auch, zuckenden Angesichts,
Schon meine Irmgard. Sie sagte nichts;
Das Haupt gesenkt, des Tadels gewärtig —
Die war auch schon mit dem Hochmut fertig.
Und die Mutter zog sie ins Zimmer herein —
Und dann waren wir froh und selig zu drei'n.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine lange Zeit vorüberwallte,
Ich bin nun selbst eine lächelnde Alte.
Und wie mich das Leben auch oft umwoben,
Seither hat mich stets das Bewußtsein erhoben:
Gott seine Kinder nicht danach mißt,
Was ein jedes, nein, wie jedes ist.

— — — — — — — — — — — — — —

Und nun ist meine Geschichte aus.
Ihr jungen Mädchen, nun geht nach Haus.
Und sollte da draußen der Hochmut wagen,
Das Heimgeleit euch anzutragen,
So schaut ihm fest ins Angesicht
Mit gradem Blick. Das erträgt er nicht.
Zieht fromm und fröhlich eure Pfade —
Dem Demütigen gibt Gott Gnade!

Liebe um Liebe.

Wieviel Pakete?" fragte der Postverwalter und schaute mit seinem guten, blassen Gesicht auf eine Anzahl Kisten und Kartons, die der Postillon keuchend in das Büro schleppte.

„Vierzehn, Herr Braunschmidt, und eins darunter für Fräulein Gretchen. Hier das ganz große; Poststempel Dresden."

Ein Lächeln flog über das leidensvolle Gesicht des Beamten. „So? Na, das wird eine Freude sein!" Er öffnete die Tür zu dem anstoßenden Wohnzimmer. „Gretchen!"

„Gleich, lieber Vater," antwortete eine helle Mädchenstimme. „Ich addiere nur noch die gestrigen Beträge zusammen: — 84 — — 95 —. So, da bin ich."

Sie stand auf der Schwelle mit den großen neugierigen Augen eines Kindes; aber ein Kind war sie doch wohl eigentlich nicht mehr. Ihre schlanke Figur reichte dem Vater schon bis zur

Schulter, und über der ganzen holden Erscheinung lag es bereits wie ein jungfräulicher Hauch. „Was wünschest Du von mir, Herzensväterchen? Soll ich die Briefe ordnen? Soll ich —"

„Nichts, kleine Maus, als diesen Karton auspacken und einmal nachsehen, was Tante Marie Dir zu sagen hat."

Margarete jauchzte. Das war ja entzückend, so ganz außer der Zeit. Kein Geburtstag, kein Weihnachtsfest in Sicht und — ein Paket!

Erst las sie ganz andächtig die Adresse: „Fräulein Margarete Braunschmidt in Groß Erlau". Ja, ja, so sagten sie jetzt schon alle. „Fräulein Margarete", das klingt sehr hübsch, so als ob man schon ganz erwachsen wäre und hin und wieder einmal mitreden dürfte. Sie stellte den Karton auf den Tisch und begann den Bindfaden zu lösen. Eine Schere anzuwenden, hätte sie für unordentlich gehalten, „weil man das Ding immer noch einmal brauchen könne". Jetzt war sie fertig, holte ein paarmal tief Atem und hob mit einem Ruck den braunen Deckel herunter. Eine Schicht weißes Seidenpapier schimmerte ihr entgegen; ihr Herz klopfte. Was wird es nur sein? „Nein, das ist ja aber entzückend! So etwas Schönes habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen".

Da lag es „wie ein Stückchen Morgenröte", ein rosa Gazekleid, auf gleichfarbiger Chinaseide

gearbeitet, um die ausgeschnittene blusenartige Taille ein köstliches Gewinde von Apfelblüten.

„Vater, Vater, sieh nur!“ Mit glänzenden Augen hob sie das Kleid in die Höhe. „Und was ist denn da noch!“

In einem kleineren Karton lagen Fächer und Handschuhe und ein winziges Kränzlein von den gleichen Blüten. Margarete war wie berauscht, und auch über das Gesicht des Vaters ging ein Lächeln. Er küßte die Tochter auf die Stirn und sagte: „Freu' Dich, mein Liebling, freu' Dich, und sieh vor allen Dingen nach, wozu Tante Marie all diese Herrlichkeiten bestimmt hat!“

„Ja, natürlich, wozu nur?“ Das junge Mädchen breitete die Sachen mit großer Wichtigkeit auf dem grünen Ripssofa aus, faßte nach einem zierlichen Briefbogen und las, während der Vater in das Postbüro zurückkehrte, folgende Zeilen:

„Dresden, den 5. Januar.

Meine liebe, kleine Margarete!

Dein guter Vater hat mir mitgeteilt, daß er sich mit dem Gedanken trägt, Dich eine Zeitlang zum Besuch zu Deiner Tante Helene nach Königsberg zu schicken. Das ist ja prächtig! Da kommst Du doch einmal aus dem kleinen, verschneiten Dorfe heraus und wirst Dich an dem Leben und

Treiben der großen Stadt recht erfreuen können. Ja, ja, Deine Kusinen haben es in dieser Beziehung besser als Du!

Da ich natürlich annehme, daß Du nun wenigstens an ihrem Tanzkursus wirst teilnehmen können, so schicke ich Dir aus unserem Geschäft ein hübsches Kleid. Hoffentlich findet es Deinen Beifall, Kleine, und schmückt Dich in frohen Stunden. Ich freue mich schon sehr auf Deinen glückstrahlenden Bericht.

Mit vielen herzlichen Grüßen an Vater und Dich

Deine treue Tante Marie."

Das junge Mädchen wurde sehr nachdenklich. Auf den Gedanken war sie allerdings nicht gekommen. Sie hatte sich über das Kleid gefreut, weil es schön war, wunderschön; aber daß sie ihr liebes, altes Väterchen allein lassen sollte, — nein, das ging ja gar nicht. Da tönte mitten in ihre Gedanken hinein schon wieder die Stimme des Postverwalters: „Nun, Gretel darf ich den Brief lesen?"

Fast mit leisem Widerstreben reichte Margarete dem Vater das Blatt. Wie konnte die Tante nur annehmen, daß sie in dem Sonnenschein der väterlichen Liebe sich nach einem Vergnügen sehnen könnte! Ihr war das kleine verschneite Dorf

gewiß ebenso lieb, wie den Kusinen die große Stadt mit all ihren Herrlichkeiten. So konnte sie es denn kaum erwarten, bis der Vater zu Ende gelesen. „Laß mich bei Dir bleiben, Herzensväterchen; ich tue es ja so gern, so gern".

Da wurde der alte Herr aber fast böse. Ob sie ihn gar für einen Egoisten halte! Natürlich müsse sie hin, ohne Widerrede, und mindestens drei Monate dort bleiben und fröhlich sein und tanzen. Er hatte zu schnell gesprochen und mußte husten; aber dann lachte er wieder, ließ sich die einzelnen Gegenstände noch einmal zeigen und ruhte nicht, bis Gretchen in das Nebenzimmer schlüpfte und das rosa Gazekleid überwarf. „Du siehst aus wie Deine liebe, selige Mutter", sagte er leise; „werde auch so fromm und gut wie sie!"

Und das wirkte in dieser Freudenstunde wie ein stiller Segen, so daß die Eitelkeit, die sich wie ein kleines Elfchen in den Karton hatte packen lassen und nun gerade in das junge Mädchenherz schlüpfen wollte, einen großen Schreck bekam und sich sofort von dannen trollte.

So war es denn nun abgemachte Sache; Margarete sollte nach Königsberg. Der Vater schien sich frischer als gewöhnlich zu fühlen — und da freute sie sich jetzt doch über alle Maßen. Mit der alten Lene, ihrer Aufwärterin, hatte sie stundenlange Auseinandersetzungen. „Also zum Mittags-

schlaf müssen die Kissen so, zur Nachtruhe so gelegt werden. Auf dem Tischchen hier das Licht, da die Karaffe, dort das Neue Testament. Der Kaffee immer etwas gekühlt, links auf den Posttisch!" So gab es hundert Kleinigkeiten, die sie mit rührender Gründlichkeit wiederholte. Und Lene lachte dazu gutmütig und meinte in ihrem ehrlichen Plattdeutsch: „Fräuleinke, eck war op em Herr oppasse, wie op min egne Vader."

Die Wochen flogen unter den Vorbereitungen zur Reise förmlich dahin, und eines Tages wachte Margarete auf und sagte glückstrahlend: „Morgen!"

Ja, morgen würde sie in den Schlitten steigen — und dann in den brausenden Zug — und dann! Sie schloß die Augen, um noch ein wenig zu träumen. Das mögen junge Mädchen doch zu gerne tun, und es ist auch kein Unrecht dabei. Sie müssen es nur nicht übertreiben.

Am Nachmittage zog Margarete die dunkelblaue Winterjacke an, setzte das Pelzbarett auf und schritt, nachdem sie dem Vater abschiednehmend die Hand geküßt, die verschneite Dorfstraße entlang dem Pfarrhause zu. „Ach wie schade, Fräulein Margarete", sagte das öffnende Stubenmädchen, „nun finden Sie die Damen nicht zu Hause! Frau Pfarrer ist mit Fräulein Lucy nach Lindenberg gefahren".

„Das tut mir allerdings leid; aber vielleicht würde Herr Pfarrer so freundlich sein, mir ein paar Minuten zu schenken."

„Sicherlich, Fräulein Gretchen, augenblicklich ist zwar ein fremder Herr bei ihm; aber sobald der sich verabschiedet, will ich Sie melden."

Sie führte das junge Mädchen in das Wohnzimmer und ging hinaus. Margarete setzte sich an das Fenster. Nun, das schadete ja nichts, wenn sie auch ein Weilchen warten mußte. Die Hauptsache war doch, daß sie ihr Anliegen an den geistlichen Herrn vorbringen konnte. Er würde es gewiß gern übernehmen, seinem alten Freunde so oft als möglich Gesellschaft zu leisten. Um sich die Zeit zu vertreiben, nahm Margarete einen Band von dem nebenstehenden Büchertische. Es waren die Idyllen von Voß. Aber sie las nicht lange. Der Klang einer ihr wohlbekannten Stimme machte sie aufblicken. Das war ja der Herr Postinspektor Kiesel. Da würde ihr Vater wahrscheinlich noch heute eine Revision zu erwarten haben. Ja, es schien bereits die Rede von ihm zu sein.

„Wie ich Ihnen sage, liebster Herr Pfarrer, ich hege für Braunschmidt persönlich die größte Sympathie. Er ist ein durchaus edler, hochachtbarer Mensch. Aber das darf mich nicht hindern, als Beamter im Interesse meiner Behörde seinen Abgang zu wünschen, unter Umständen sogar zu veranlassen."

„Aber, lieber Freund, hat unser guter Braunschmidt denn schon in irgend einer Weise seine Unfähigkeit bewiesen?"

„Unfähigkeit — das wäre allerdings zu viel gesagt. Meine Besorgnis richtet sich auch nur auf die Zukunft. Im Laufe dieses Jahres wollen wir hier eine Telegraphenstation einrichten und den ganzen Betrieb vergrößern. Da fürchte ich ernstlich, die Kräfte des alten, sehr kränklichen Herrn werden nicht mehr recht ausreichen."

„Aber wenn Sie ihm einen Posteleven beiordnen wollten — —"

„Kann Braunschmidt nach fünfjähriger Dienstzeit absolut noch nicht beanspruchen. Das einzige wäre, daß er sich auf eigene Kosten eine Hilfe nimmt. Doch dürfte es sich nicht um einen gewöhnlichen Schreiber, sondern um eine Persönlichkeit handeln, die sich bereits einigermaßen in den Post- und Telegraphendienst eingearbeitet hat. Denn selbst hierzu gehört noch die Bestätigung der Behörde."

Margarete war sehr bleich geworden. Heiße Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie erhob sich, um dem Vorgesetzten ihres Vaters mit einer Bitte gegenüberzutreten. Aber in diesem Augenblick vernahm sie bereits seine verabschiedenden Worte. Dann klappte die Tür, und die Schritte der beiden Herren verhallten draußen im Flur.

Da legte sie den Kopf auf den Fenstersims und weinte. O Gott, man wollte ihrem Vater die Heimat nehmen, das sonnige, friedliche Plätzchen, an dem er gehofft hatte, in stiller Arbeit sein Leben zu beschließen. Margarete erinnerte sich noch deutlich jener Zeit, da das kleine Gut des Vaters, das er einst mit großer Schuldenlast übernommen, nach verschiedenen Unglücksfällen unter den Hammer gekommen war. Sie erinnerte sich noch, daß man ihm damals eine Stelle in einem Kontor der Hauptstadt angetragen, wie entschieden er sich aber geweigert, die Heimat zu verlassen, die stillen, grünen, ostpreußischen Fluren, das Grab ihrer früh verstorbenen Mutter — alles, alles. Damals hatte Gott es so wunderbar gefügt. Die Postverwalterstelle war frei geworden, und nach einigen Monaten der Vorbereitung hatte der Vater dieselbe erhalten. Und er war allmählich froh und zufrieden in seinem Berufe geworden und hatte ihr, seiner Einzigen, so viel Gutes und Schönes in der Erziehung bieten können, daß sie sich nun schon wie eine halbe Dame vorgekommen war, die es ganz richtig fand, rosa Gazekleider zu tragen und einen Tanzkursus in Königsberg durchzumachen. Und nun schlug sie die Hände vor das Gesicht, das von einer glühenden Röte bedeckt war, — sie schämte sich. „Die Kräfte des alten, sehr kränklichen Herrn werden dazu nicht ausreichen“, hatte

der Postinspektor gesagt, und sie hatte ihn verlassen wollen, um sich zu vergnügen. Margarete erschrak in innerster Seele davor, daß sie in aller kindlichen Harmlosigkeit dennoch auf dem besten Wege gewesen war, ein Unrecht zu begehen und durch ihren Sinn zog ein inniges Gebet: „Lieber Gott, zeige mir, was ich tun soll! Ich will Dir gerne folgen“.

Als einige Minuten später der alte Herr das kleine Stübchen betrat, fand er darin ein gefaßtes, stilles Menschenkind. Nur in den sonst so sonnigen Kinderaugen lag ein eigentümlicher, ernster Ausdruck. Lange sprachen die beiden miteinander, und als Margarete sich dann endlich zum Gehen wandte, legte der alte Pfarrer einen Moment die Hand auf ihren dunklen Scheitel. „Gott hat Dir den rechten Weg gezeigt, mein liebes Kind; er gebe Dir Segen, daß Du auch das Ziel erreichst“.

Es war bereits dunkel geworden, als Margarete nach Hause kam. Der Vater saß schon bei der Lampe am Posttisch und hatte mit seinen Unterbeamten zu tun, den fünf Landbriefträgern und den zwei Postillonen, die auf sogenannten Karriolposten die Verbindung mit den beiden Eisenbahnstationen herstellten. Sie schlüpfte mit freundlichem Gruß vorbei in ihr Zimmer.

Und nun steht er wieder vor ihr, der große braune Karton aus Dresden. Sauber verpacken

ist die Hauptsache, erst den Rock, dann die Bluse, in die Ecken die Kleinigkeiten. Wie das schimmert und knistert! Aus den rosa Gazewolken steigt ein feiner, zarter Duft von Parfüm. Die Federn am Fächer fliegen hin und her. Einen Augenblick zittern dem jungen Mädchen die Hände. „Führe mich nicht in Versuchung!" sagte sie endlich ganz laut, breitet das Seidenpapier über die Sachen und drückt es fest in die Ecken hinein. Dann nimmt sie einen Briefbogen und schreibt darauf folgende Zeilen:

„Liebste Tante!

Ja, ich gehe nach Königsberg, aber in anderer Absicht, als ich sie noch bis vor wenigen Stunden gehegt. Ich will nicht tanzen lernen und mich nur freuen, obgleich das an sich ja gewiß kein Unrecht ist, sondern die Besuchszeit benützen, um einen Kursus im Post- und Telegraphendienst durchzumachen. Vielleicht gelingt es mir später mit Gottes Hilfe, meinem lieben Vater in seinem Amte eine Stütze zu werden. Doch bitte ich Dich herzlich, hiervon vorläufig zu schweigen. — Für Dein schönes übergroßes Geschenk sage ich Dir nochmals tausend Dank. Aber bitte, nimm es zurück, liebste Tante! Es könnte mich einmal irre machen. Und nicht wahr, Du meinst doch auch, daß die Pflicht eine größere und edlere Rolle im Leben spielen muß als die

Freude? Ach, ich bin Gott so dankbar, daß er auch mich dieses zur rechten Zeit begreifen ließ. Wenn Du mich übrigens in Deiner großen Güte beschenken willst, liebste Tante, so bitte ich Dich um ein graues Lodenkleid, das ich im Dienste tragen kann.

Herzlich dankbar wird dir dafür sein

Deine Dich liebende Margarete".

Ohne zu zögern, legt das junge Mädchen den Brief in den Karton, verschnürt denselben und klebt die neue Adresse darauf. Und sie kommt gerade noch zur rechten Zeit, um das Paket dem Postillon hinaufzureichen, der bereits auf seinem hohen Sitze thront. Als er es in Empfang genommen, tritt sie zum Vater ins Postbüro.

„Du Gretel, was machst Du denn da draußen?"

Sie reckt sich an ihm in die Höhe und legt die Arme um seinen Hals. „Ich habe es zum erstenmal versucht, lieber Vater, mich selbst zu überwinden. Aber, nicht wahr, Du fragst mich nicht weiter danach!"

Nein, er tut es nicht; er sieht seinem Kinde in die Augen. Wer einen solchen feuchten Glanz darin trägt, pflegt mit Gott und Menschen in Ordnung zu sein. — — — — — — — — —

Fast drei Monate sind seitdem vergangen. Der Schnee ist geschmolzen; nur in den Vertiefungen

der Felder und an den Grabenrändern lagert noch hin und wieder ein schmutziggrauer Streifen. Die Dorfstraße ist durchweicht. Aber die Luft ist klar, und die Märzsonne scheint so warm, daß die Dorfjungen, die ihre wollenen Handschuhe lachend in die Taschen gesteckt, sich mit wahrer Inbrunst ihrem „Klippspiel“ zuwenden. Der alte Postverwalter Braunschmidt lehnt am offenen Fenster und lächelt. Das ist in Ostpreußen nicht anders: Entweder ruft das Klippspiel den Frühling herbei oder der Frühling das Klippspiel. Jedenfalls sind sie stets als Gefährten bei einander zu finden, ebenso wie Sonne und Blumen, wie Musik und Tanz. Ja, ob die Gretel nun eigentlich in diesem Winter in jugendlichem Reigen dahingeflogen sein mag? Er hat das nie so recht in Erfahrung bringen können. So lang und zärtlich ihre Briefe auch gewesen, ein recht klares Bild von ihrem Leben hat sie ihm durchaus nicht entwerfen wollen. Und als er einmal direkt angefragt, ist ihm die Antwort geworden: „Mündlich, mein Herzensväterchen, mündlich. Ach bitte — es wird mir so viel Freude machen, Dir beim Erzählen in die lieben, treuen Augen zu sehen.“

„Ja, mein Kind“, murmelte der alte Herr, „wenn Du nur nicht jetzt in den alten Augen etwas von Sorge wirst zu lesen bekommen.“

Er schließt das Fenster und setzt sich an den Schreibtisch. Da liegen die Entwürfe der Behörde,

ganze Stöße; zum ersten Oktober sollen sie in Kraft treten. Vielleicht ein Kinderspiel für einen rechten, richtigen Beamten, aber nicht für einen, dessen eigentlicher Beruf es gewesen, da draußen auf dem Felde zu bauen und zu pflanzen, und der nun schon zuweilen so sonderbar müde wird. Und heute kommt der Postinspektor. Ob es nicht doch das Richtige wäre, zu gehen, ehrenvoll aus dem kleinen Amte zu scheiden? Der alte Herr seufzt. Ja, aus dem Amte — und aus der Heimat!

In diesem Augenblick läuft die Karriolpost aus Lindenberg ein. Sie bringt zwei Passagiere, einen Herrn und eine Dame. Tausend, das ist ja gar nicht erlaubt! Da thronen die beiden großartig auf den beiden Sitzplätzen, und der Postillon hat sich vorn eine Stellage aus Paketen hergerichtet. Der alte Herr ist ganz aufgeregt; er reißt das Fenster auf. „Ich begreife nicht, Röhrkorn, — Sie wissen, daß Sie nur einen Fahrgast befördern dürfen."

„Ja woll, Herr Braunschmidt; aber nun wußt' ich nicht, wen ich an der Luft setzen sollte, den Herrn Postinspektor oder Fräulein Gretchen."

Auch alte Leute können doch mitunter noch sehr flink sein. Der kurzsichtige Beamte steht bereits draußen am Schlag; sein Gesicht strahlt. „Diener, Herr Postinspektor — guten Tag, mein liebes, gutes Kind."

Der Vorgesetzte drückt ihm sehr freundlich die Hand. Denn wendet er sich dem Postillon zu, um einige Fragen an ihn zu richten.

Vater und Tochter benutzten die Gelegenheit, um eine kurze innige Umarmung einzutauschen. „Mein Herzenskind, diese Überraschung!"

„Ach Vater, ich konnte es fast nicht mehr ertragen ohne Dich." —

Eine Viertelstunde später sitzen die beiden Herren ganz vertieft über ihren Postbüchern. Herr Braunschmidt freut sich der zufriedenen Bemerkungen des Vorgesetzten. Und im stillen wundert er sich, daß er darauf bestanden, Gretel möge im Büro bleiben. Da steht sie neben dem Stuhl des Vaters, schlicht und schlank, im grauen Reisekleid. Mit brennendem Interesse scheint sie das Gespräch der beiden Herren zu verfolgen; es sieht beinahe so aus, als ob sie alles verstünde. Ja, einmal hat sie sich sogar hinreißen lassen, eine kurze Bemerkung hineinzuwerfen, worauf sie selbst errötet ist, der Postinspektor aber ein freundliches „Sehr richtig" genickt hat. Nun aber kommen die Pläne zur Vergrößerung des Betriebes an die Reihe.

„Was meinen Sie, lieber Herr Braunschmidt, werden Sie die fast verdoppelte Arbeitslast auf Ihre Schultern nehmen können?"

„Herr Postinspektor, am guten Willen sollte es mir nicht fehlen; aber ich fürchte, meine Kräfte —"

Der Vorgesetzte unterbricht ihn. „Ja, sehen Sie, Verehrtester, das meine ich auch. Es wird also notwendig sein, daß Sie sich irgend eine Hilfe annehmen, die natürlich von der Behörde bestätigt werden muß. Es stehen uns ja immer derartige Kräfte zur Verfügung. Als besonders empfehlenswert würde mir — na warten Sie, ich will einmal nachsehen." Der Postinspektor zieht sein Taschenbuch hervor; in seinen Zügen liegt etwas Frohes, ein grenzenloses Wohlwollen. „Also als besonders empfehlenswert," wiederholte er langsam, „würde mir eine junge Postelevin erscheinen: Fräulein Margarete Braunschmidt, Tochter des Postverwalters Braunschmidt in Groß Erlau. Sie hat einen Kursus im Kaiserlichen Postamt zu Königsberg durchgemacht und ist uns mit dem Prädikat „sehr befähigt und eifrig" überwiesen worden. Was meinen Sie, würden Sie sich wohl einigermaßen mit der jungen Damen stellen können?"

Der Beamte hat einen leichten Ton angeschlagen; aber wie er nun auf Vater und Tochter blickt, die sich wortlos in die Arme gesunken sind, da steigt es ihm plötzlich heiß in die Augen. „Lieber Freund", sagt er mit unterdrückter Rührung. „Sie haben sich da ein prachtvolles Menschenkind erzogen, gesund in seinem ganzen Denken und Fühlen. Gott lasse Sie noch lange in rechtem Segen neben- und füreinander wirken!" Damit nimmt er seinen grauen

Kragenmantel vom Nagel, drückt den beiden die Hände und verläßt, ihre Begleitung zurückweisend, das Zimmer. —

Später treten auch Vater und Tochter noch einen Moment vor die Tür. Da liegt das ganze Dorf vor ihnen im Abendsonnenschein. Die Jungen spielen noch immer „Klipp", die Spatzen lärmen, ein paar Arbeiterfrauen gehen grüßend vorüber. Margarete schaut verklärt auf das altvertraute Bild; dann wendet sie sich dem Vater zu. Er streichelt ihr liebevoll über das braune Haar. „Ja, die liebe, liebe Heimat! Ihr und mir hast Du das Opfer Deiner ersten Mädchenfreuden gebracht."

Sie neigt tief das junge Haupt. „Sprich nicht so, lieber Vater; was ein Kind für die Eltern tut, ist kein Opfer, sondern nur ein schwacher Versuch, den tausendsten Teil von dem abzutragen, was sie ihm an Liebe erwiesen."

Ein langezogener Lerchenton zittert durch die Luft. Aus der dämmerigen Höhe klingt es herab wie ein leises, seliges: Liebe um Liebe.

Bestanden.

Nun, was meint Ihr denn, Ihr kleinen Menschen, wer von Euch möchte das Gedicht wohl am besten vortragen?"

Fräulein Lindenau stand lächelnd vor ihrer Klasse. Sie wußte gut genug, daß sich im nächsten Augenblick zwanzig Händchen in die Höhe strecken würden. Aber sie hatte sich doch geirrt; es waren einundzwanzig; denn die kleine Wanda hatte vor Eifer beide Hände aufgehoben.

„Ich, Fräulein — ich — ich — ich!"

Es war drollig zu sehen, wie all die blauen und braunen Kinderaugen bittend auf die Lehrerin gerichtet waren, und wie sich die kleine Gesellschaft regelrecht zu überschreien versuchte.

„Ich, Fräulein — ich kann es sicher am besten, und ich bekomme auch zu morgen solch schönes, weißes Spitzenkleidchen".

Fräulein Lindenau wurde plötzlich sehr ernst. „Nach dem Kleide geht es nicht, Wanda; aber Du magst einmal beginnen. Da — lies!" Damit reichte sie dem etwa neunjährigen Mädchen ein beschriebenes Blatt.

Die Kleine stellte sich kerzengerade hin, als ob sie bereits vor dem neuen Herrn Direktor stände, und begann. Aber es ging nicht besonders gut. Ihre Betonung war an vielen Stellen falsch; dazu klang der Vortrag etwas geziert und unkindlich, so, als ob Wanda sagen wollte: „Sehen Sie 'mal, Herr Direktor, ich bin nämlich die Tochter des Herrn Oberbürgermeisters. Bitte, beachten Sie mich doch ein wenig!"

Aber für solch eine Gesinnung pflegen Lehrerinnen besonders feine Fühlfäden zu haben. „Deine Art, mein Kind, mißfällt mir", sagte Fräulein Lindenau ernst, „Du magst zurücktreten. — — Röschen Schwarz! — — Milly Stern! — — Anny Burchart!"

Aber es war noch immer nicht das Rechte. Und da die Einführung des neuen Herrn Direktors schon morgen stattfand, und Herr Oberlehrer Hensel erst heute auf den Gedanken gekommen war, von der fünften Klasse ein paar begrüßende Verslein sprechen zu lassen, so konnte Fräulein Lindenau sich nicht mehr allzuviel auf eine Korrektur des Vortrages einlassen.

„Lieschen Bornemann!"

Ein etwas blasses Mädchen mit rührend liebem Kindergesicht und schüchternen braunen Augen trat vor. Während des ersten Verses hörte man, wie ihr beim Sprechen das kleine Herzchen schlug; aber dann wurde der Vortrag gut und der Ton so innig und zutraulich, daß Fräulein Lindenau sich sofort entschied.

„Wunderhübsch, Lieschen! Nun, da lerne nur fleißig, damit Du es morgen ebensogut dem neuen Herrn Direktor vorträgst. Hier hast Du das Blatt, heute nachmittag um sechs Uhr möchte ich Dich überhören!“

„Ja, Fräulein!“

Damit war die Stunde zu Ende, und die kleine Schar trollte sich wohlgemut nach Hause. —

Nur die kleine Wanda von Struckberg machte in ihrem Betragen eine Ausnahme. Sie war nicht lustig, ganz und gar nicht. Sie war sogar „verstimmt, sehr verstimmt“, wie sie eben ihrer Begleiterin Helga anvertraute, und zwar darüber, daß „dieses Mädel, dieses alberne Ding“, den Vorzug vor ihr haben sollte.

„Ja, Du“, meinte die ehrlich, „Lisa hat es aber wirklich besser gemacht als Du. Und dann — sieh mal, Wanda, sie ist so arm und hat so wenig Freude.“

Wanda beachtete den Einwurf nicht und warf das Köpfchen trotzig in die Höhe. „Ich bin aber

doch verstimmt." Sie hatte den Ausdruck einmal von ihrem Papa gehört und brauchte ihn nun mit Vorliebe; denn sie kam sich dabei sehr groß und sehr klug vor.

Aber in Wirklichkeit war sie natürlich weder groß noch klug, sondern einfach ein kleines Mädel, das eine starke Neigung zum Neid hatte. Das war schon immer so bei ihr. Wenn ihre Schwester Martine einmal zufällig ein größeres Stück Schokolade erhielt als sie, da guckte sie schon von der Seite, und wenn Bruder Erich die Erlaubnis bekam, eine Spazierfahrt mit dem Vater zu machen, während sie ihre Schularbeit notgedrungen beendigen mußte, da gönnte sie es ihm erst recht nicht.

Das war nun aber sehr traurig für die kleine Wanda; denn später, wenn das Gute wieder in ihr gesiegt hatte, schämte sie sich immer halb tot über ihr unartiges Betragen, und so kam sie um manche echte, rechte Kinderfreude.

Auch heute ging es ihr so. Ein paar Stunden zwar hatte sie ihren Groll vergessen. Als sie sich dann aber abends in ihr weiches Bettchen legen wollte und ihr das Kinderfräulein ihr reizendes, weißes Spitzenkleidchen zu morgen zeigte, das eben von der Schneiderin gekommen war, freute sie sich nicht etwa, wie man es von einem Kinde wohl erwarten darf, sondern meinte neidisch: „Was nützt mir das Kleid, wenn ich nicht das Gedicht

vortragen darf. Ich wünschte, die dumme Lisa möchte stecken bleiben!"

Da erschrak sie aber doch über sich selbst und hielt sich den Mund zu, weil es gar so häßlich klang. Aber der Neid versteht es ja bekanntlich, auch leise zu sprechen, und da verletzt er allerdings nicht das Ohr, um so mehr aber das Herz. Ja, es soll schon vorgekommen sein, daß er durch solch leises Reden und Bohren unmerklich eine Kindesseele ganz verdorben hat.

„Ich wünschte, die dumme Lisa möchte stecken bleiben!" Damit drehte sich Wanda auf die Seite und schlief ein. — — —

Aber wie das so ist: womit man sich am Tage beschäftigt, davon träumt man gar oft in der Nacht. Auch Wanda träumte. Ihr Wunsch war in Erfüllung gegangen. Bei dem zweiten Verse hatte Lisa zu stottern begonnen, sich hilflos nach allen Seiten umgesehen und nicht weiter gekonnt. Und alle Lehrer waren sehr ärgerlich geworden, und Lisa hatte angefangen zu weinen — das klang so traurig, so unendlich traurig.

Der kleinen Träumerin war es plötzlich, als müßte sie fortlaufen, als könnte sie das gar nicht mehr aushalten. Aber ihre Füßchen waren so schwer wie Blei, und sie mußte stillstehen und zuhören, wie Lisa immerfort weinte — nach ihrer Meinung ungefähr vier Wochen lang.

Die kleine Zimmeruhr schlug elf. Darüber wachte Wanda auf und trank einen Schluck Wasser. Aber das nützte nichts; denn ihr war schlecht zu Mute.

— — — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage sah es in der Aula der höheren Töchterschule wunderhübsch aus. Der ganze Raum war mit Kränzen und Blumen geschmückt, und die hell gekleidete Mädchenschar vervollständigte den festlichen Eindruck.

Der neue Herr Direktor schien seine Freude daran zu haben. Er schaute so liebevoll und freundlich drein, daß die Kinder sofort ein großes Zutrauen zu ihm faßten. Und da klang denn der Psalm, den sie zur Ehre Gottes sangen, so hell in den Sommermorgen hinein wie ein schmetterndes Lerchenlied.

Erst hielt Herr Regierungs= und Schulrat Tobias die Einführungsrede, und dann trat der neue Herr Direktor auf das Podium und begrüßte „seine liebe, junge Schar". Er hatte von Gott eine besondere Gabe bekommen, zu Kinderherzen zu sprechen, und wie er nun auf die Mädchennatur mit ihren Arten und Unarten zu reden kam, da dachte jede der Schülerinnen: Er meint mich. Nein, woher weiß er bloß, was ich für ein schüchternes oder langsames oder übermütiges oder neidisches Ding bin?

Auch die kleine Wanda dachte das und wurde feuerrot; denn sie hatte ein schlechtes Gewissen, ein sehr schlechtes Gewissen.

„Ach Gott — ach Gott — was fange ich nur an, wenn Lisa stecken bleibt; was mach' ich bloß, wenn sie stecken bleibt?" Eine entsetzliche Angst kam über sie. „Ich habe es ihr gewünscht, und nun wird mich der liebe Gott dadurch strafen, daß es wirklich geschieht — ganz wie in dieser Nacht. — Wenn ich ihr nur helfen, wenn ich ihr bloß vorsagen könnte!"

Ohne sich selbst darüber ganz klar zu sein, drängte sie sich nach vorne. Die größeren Mädchen schoben und drückten, und plötzlich stand sie hinter Lisa. Sie war so aufgeregt, daß sie gar nicht darauf achtete, wie nun Herr Oberlehrer Hensel einsetzte und den neuen Herrn Direktor im Namen des Lehrerkollegiums als den willkommenen Leiter der Schule begrüßte. Sie hatte die Händchen gefaltet, und aus ihrem kleinen Herzen stieg ein so heißes Gebetlein, wie das verwöhnte Kind es wohl noch niemals emporgeschickt: „Lieber Gott, ich bin so schrecklich ungezogen und neidisch gewesen und habe etwas so Böses, Böses gedacht. Vergib mir nur noch dies eine Mal und laß es nicht dazu kommen, daß Lieselchen stecken bleibt. Ich will mich auch immer bemühen, daß ich allen Menschen das Gute gönne, das Du ihnen schenkst!"

In diesem Augenblick war Herr Oberlehrer Hensel zu Ende. Freundlich schaute er zu Lisa hinüber und nickte ihr zu. Da trat diese einen Schritt vor und setzte mit ihrem süßen Kinderstimmchen ein:

„Ein Wort auch hier aus unſ'rer Schar
Dich innig grüßen will:
Wie unser Schifflein Du regierst —
Wir halten gläubig still.

Du wärst ein guter Steuermann,
Sie sagen's alle hier.
Drum heben wir das junge Haupt
Vertrauensvoll zu Dir.

Du wärst ein guter Steuermann,
Voll Kraft und Mut und Fleiß,
Der, trotzend Wind und Wellen, stets
Das Ziel, die Richtung weiß.

Der sorgt, daß nur auf sicherm Grund
Das Schifflein Anker schlägt,
Und daß die Flagge immerdar
Die Inschrift „Liebe" trägt.

Drum, was Du forderst: Pflichtgefühl
Und Fleiß und Folgsamkeit —
Wir sagen's Dir mit Freuden zu
In dieser Stunde heut'.

Und bitten: Nimm das Steuer auf,
Das Deiner Führung harrt.
Wir glauben und vertrauen Dir —
Glück zu, Glück zu zur Fahrt!"

Lisa hatte während des Sprechens nicht ein einziges Mal gestockt und dem neuen Herrn Direktor mit herzigem Vertrauen in die milden Augen gesehen.

Und auch er umfaßte mit seinem gütigen Blick, welcher sich langsam durch eine Träne verdunkelte, nicht nur die ganze Mädchenschar im allgemeinen, sondern noch speziell die beiden Menschenkinder, die da etwas getrennt von den andern standen — Lisa und Wanda.

„Ja, Glück zu zur Fahrt," sagte er ernst, „und in Gottes Namen! Das soll die Losung sein. — Den heutigen Tag gebe ich der Schule frei!"

Er nickte freundlich, drückte Lisas Händchen und wandte sich zum Gehen.

Aber kaum hatte er den Rücken gedreht, hatten die anwesenden Herren sich entfernt, da stieß Wanda einen jauchzenden Ruf aus. „Lieselchen, ach mein liebes, einziges Lieselchen, das hast Du ja so fein — so fein gemacht!"

So häßlich sie gestern in ihrem Neid gewesen, so rührend und lieb war sie heute in ihrer Freude. Sie hatte beide Arme um die kleine Gefährtin geschlungen und küßte sie stürmisch.

Der Direktor, welcher die Tür noch nicht hinter sich geschlossen, kam noch einmal zurück und schaute lächelnd auf die beiden kleinen Mädchen.

„Ihr seid wohl schon lange befreundet, Ihr beiden?"

Sie fuhren erschrocken auseinander.

„Befreundet? Ach nein", sagte Wanda stockend.

„Nicht? Nun, Du hast doch aber so gezittert, daß die kleine Maus da nicht stecken bleiben möchte: das habe ich Dir doch angesehen."

Wanda ließ das Köpfchen hängen und wurde feuerrot, und Lisa zupfte vor Verlegenheit an ihrem einfachen, weißen Hängerchen.

Unterdessen war die Aula ganz leer geworden, und der Herr Direktor setzte sich auf einen Stuhl und zog die beiden zu sich heran. „Na, sage mir doch 'mal, Herzchen, wie ist das mit Euch? Ihr habt mir doch versprochen, daß Ihr mir vertrauen wollt. Wie soll ich Euer Schiffchen flott machen, wenn ich nicht weiß, was daran kaput ist."

Da brach Wanda in Tränen aus und bekannte, daß sie gestern so Böses der Gefährtin gewünscht hätte, und nun so dankbar sei, daß es nicht in Erfüllung gegangen.

„So!" Der Herr Direktor legte beide Hände auf Wandas Schultern und sah ihr tief in die Augen. „Das ist allerdings recht schlimm, mein Kind — aber ich denke, wir werden mit dem häßlichen, bösen Geistchen in Deinem Herzen doch fertig werden. Ich weiß nämlich ein Mittel dagegen."

„Ja?“ sagte Wanda, die nun von einer Bergeslast befreit war, freudig erstaunt. „Das wäre aber herrlich!“

„Sicher! — Sieh 'mal, wenn Du wieder auf einen neidisch wirst und ihm etwas nicht gönnst, Kuchen oder hübsche Kleider oder eine gute Zensur, dann mußt Du gleich zu dem Betreffenden hingehen und ihm irgend eine kleine Freundlichkeit erweisen. Das hilft nämlich immer. Dann wird einem gleich so wohl, und das böse Geistchen verschwindet.“

„Ist das möglich?“ fragte Wanda. „Das muß ich doch einmal versuchen.“

„Ja — darauf kannst Du Dich verlassen. Meine Kinder machen's auch immer so.“ Damit wandte sich der Herr Direktor zu Lisa. „Wie heißt Du, mein Kind?“

„Lisa Bornemann.“

„Was ist Dein Vater?“

„Mein Vater war Kaufmann; er ist schon fünf Jahre tot.“

„Ach, das ist aber traurig, Lieschen!“ Der Herr Direktor faßte nach ihrem Händchen. „Hast Du auch Geschwister?“

„Ja, vier; zwei Schwestern, zwei Brüder. Ich bin die Älteste.“

„So! Da hilfst Du gewiß schon manches. — Sag 'mal, gehen die Schwestern auch schon hier zu uns in die Schule?“

„Ach nein! Die schickt die Mutter vorläufig noch in die Volksschule. Acht Mark den Monat kann sie nicht für alle bezahlen."

Der Herr Direktor nickte. „Natürlich, das ist ihr zu viel. Wer hat denn auch so viel Geld, wenn der Vater tot ist! — Aber sag 'mal, Lieschen, hübscher wäre es doch vielleicht, wenn Du Deine kleinen Schwestern hier hättest und sie ein bißchen bemuttern könntest. Da müssen wir doch einmal sehen, wie wir das einrichten."

Er stand auf und reichte den Kindern die Hand. Diese knixten tief und sahen ihn mit leuchtenden Augen an.

„So, nun faßt Euch noch einmal um und gebt Euch einen Kuß. Ihr paßt so gut zusammen — Ihr solltet Euch eigentlich doch befreunden." Damit ging er, ohne die Antwort abzuwarten, hinaus.

— — — — — — — — — — — — — —

Ein halbes Jahr war vergangen. Wanda von Struckberg und Lieschen Bornemann waren unzertrennliche Gefährtinnen geworden, und das verwöhnte kleine Mädchen hatte gar viel von der bescheidenen und bedürfnislosen Waise gelernt. Fast unmerklich war alles Gezierte und Unkindliche aus ihrem Wesen verschwunden, und Ausdrücke wie „verstimmt" standen nicht mehr in ihrem Wörterbuch. Man freute sich allgemein über diese Freundschaft und an den kleinen Äußerungen der-

selben. War es doch zum Beispiel ein gar liebliches Bild, wenn Wanda auf ihrem kleinen Ponyfuhrwerk geduldig vor dem Schulhause wartete, bis die drei kleinen „Bornemännerchen" in den Schlitten gestiegen waren. Denn die beiden Schwesterchen von Lisa besuchten jetzt auch die Töchterschule; das Schulgeld war ihnen erlassen worden.

Den neuen Herrn Direktor sahen die kleinen Freundinnen fast täglich. Er nickte ihnen immer liebevoll zu, dachte aber mit keiner Silbe mehr an das Gespräch vom Einführungstage. Und Wanda hätte ihm doch gar zu gerne erzählt, daß es nun wirklich mit ihr anders geworden und daß der Neid keinen Platz mehr in ihrem Herzen hätte — höchstens, daß er noch einmal so durch das Fensterlein guckte.

Es war ein schöner Dezembertag, kurz vor den Weihnachtsferien. Eine interessante Geschichtsstunde war eben zu Ende. Da klopfte es plötzlich, und der Herr Direktor trat herein.

„Fräulein Lindenau, ich habe eine Bitte. Ich möchte die Handarbeiten, die Ihre Klasse für das Krüppelheim gefertigt hat, von einigen Ihrer Schülerinnen überreichen lassen. Wollen Sie die Freundlichkeit haben, die Sachen dem Schuldiener zum Einpacken zu übergeben?"

„Sehr gern, Herr Direktor!"

Die kleinen Mädchen hielten den Atem an. Das war ja wieder einmal ein Amt — ein Ehrenamt. Wer würde da wohl drankommen?

Wanda von Struckberg war ihrer Sache ziemlich gewiß. Diesmal wird er mich wohl nehmen, dachte sie; denn ich war ja wirklich in diesem Vierteljahr sehr brav. Daß ihr Vater Oberbürgermeister sei, hatte sie sich abgewöhnt, als eigenes Verdienst in die Wage zu legen.

Sie neigte sich ein wenig vor, um sich recht in den Gesichtskreis des Herrn Direktors zu bringen. Aber der sah über sie hinweg und winkte.

„Anny Burchart — Wera Lind — — Lisa Bornemannn!"

Wanda fuhr herum, und das Blut schoß ihr jäh in die Wangen. Nein — das war aber wirklich zu stark! Da konnte man ja — —

Sie biß sich auf die Lippen, und Tränen kamen ihr in die Augen. Neidisch? Nein, das wollte sie nicht wieder sein — — das wollte sie nicht wieder sein! Sie drückte krampfhaft die Händchen zusammen, als ob ihr das helfen könnte. Aber es half ihr nicht. In ihrem kleinen Herzen wühlte es bereits: Natürlich die Lisa — ohne die Lisa geht es ja natürlich nicht! Sie ging ans Fenster und schaute in den verschneiten Schulgarten hinaus.

Unterdessen hatten sich die drei vom Herrn Direktor bezeichneten Mädchen zum Gehen bereit

gemacht. Und da es ja Pause war, standen auch die andern im Klassenzimmer herum und scherzten miteinander.

„Wandachen!“ Lisa war zu der Freundin getreten und schaute sie treuherzig an. „Bist Du mir böse?“

Wanda gab keine Antwort.

Da wandte sich die Kleine traurig um und wollte gehen; aber in demselben Augenblick fühlte sie sich stürmisch von Wanda umschlungen und ein paarmal rasch auf den Mund geküßt.

„Du — an der Burgstraßenecke will ich mit dem Schlitten auf Dich warten. Und grüß' mir schön die kleinen Krüppelkinder!“

Wanda hatte sich in der höchsten Not noch auf das Mittel besonnen, das ihr damals der Herr Direktor empfohlen. Und wie das half! Nein — das war ja ein förmliches, ein ausgesprochenes Wunder!

In demselben Augenblick, wo sie sich überwunden und Lisa sie dafür so glückselig und dankbar angesehen, war auch der Neid weg, spurlos verschwunden, und statt des Neides die Freude da, eine große, stolze, innige Freude.

Der Herr Direktor war noch einmal zurückgekommen und hatte von der Tür aus die beiden beobachtet. Und wie er sie nun so eng umschlungen sah, trat er leise herzu.

„Du hast die Probe gut bestanden, mein liebes Kind, sehr gut. Nun vergiß das Mittel nicht; Du siehst, es hilft. — — Im übrigen aber magst Du Deine Jacke anziehen, ich hatte Dich von vornherein dazu bestimmt, mitzugehen — als eine von meinen Besten!“

Die Siegerin.

(Ein Märchen.)

Es ist noch nicht lange her — vielleicht zehn oder zwanzig Jahre, da lebte auf einer grünen Insel eine Fee; die war so schlank und weiß wie eine junge Birke, so wunderbar lieblich wie eine Purpurrose nach verträumter Sommernacht und so lind und gütig wie das Mondlicht, das selbst in das dunkelste Kämmerlein schlüpft, über die kahlste Mauer huscht und dem ärmsten anmutlosesten Stein einen Silbermantel überwirft. Ihre Diener und Dienerinnen liebten sie heiß, und wenn sie zu einem Feste lud, gab es ein großes Rüsten und Schmücken im Land und ein grenzenloses Freuen und Jubeln.

Erst hatten die Getreuen zu berichten von ihrem Tun und Wirken unter den Menschenkindern, denen zum Segen die Fee sie ausgesandt; dann aber, nach den Stunden trauter Aussprache, zog die

singende, klingende Freude in den Saal, und die Fee begann ihre Geschenke auszuteilen, reiche und köstliche, echte Königsgaben.

Und so saß sie denn auch heute wieder inmitten ihres schimmernden Kristallpalastes. Aber auf ihrem süßen, hoheitsvollen Antlitz lag es wie stille Trauer. Sie war soeben dabei, den Bericht der Wahrhaftigkeit hinzunehmen, die von ihrer weiten Reise durch das fernab liegende Reich der Kultur zu erzählen hatte und sich dieser Aufgabe mit der ihr eigentümlichen Schärfe und Genauigkeit unterzog.

„Und Du meinst wirklich, daß Du Dich nicht getäuscht," fragte die Fee leise, „daß Du meiner schlimmsten Feindin, der Selbstsucht, tatsächlich überall begegnet bist?"

Einen Augenblick war es, als ob alle Anwesenden den Atem anhielten. Nur die zarte Rücksicht flüsterte mit rührender Stimme: „Schone die Königin!"

Die Wahrhaftigkeit aber schüttelte unmutig das Haupt, und ohne den Einwurf der Kleinen weiter zu beachten, sprach sie ernst: „Überall Herrin, — nur, daß sie in verschiedener Gestalt erscheint, bei dem reizenden Kinde, das für sich nach dem schönsten und größten Apfel greift, anders als bei dem schlaflosen Kranken, dessen Hand fortwährend auf die rufende Glocke drückt, bei dem wilden Burschen in der Bergschlucht anders als bei dem lächelnden

Diplomaten. Aber immer bleibt ihr Antlitz abstoßend und ihre Sprache häßlich in dem sich tausendmal wiederholenden Worte: Ich."

Die Wahrhaftigkeit schien noch weiter sprechen zu wollen; aber die zarte Rücksicht hob aufs neue ihr weißes Kinderhändchen und deutete auf die Fee. Die stand abgewandt und weinte.

Da kam eine große Bewegung über die Anwesenden. Der rasche Mut schwang mit blitzenden Augen sein Schwert, und die ehrliche Entrüstung bekam zornesrote Wangen. „Es wäre eine Schmach für uns, wenn wir den Eindringling nicht besiegten."

„Ja, wir wollen kämpfen!" Die Fee hatte ihre Fassung wiedergefunden und sprach es nun fest und klar; es klang wie eine wunderbare Glocke, die zum Siege ruft. Ihr Blick aber glitt dabei von einem ihrer Diener zum andern in stummem, innigem Werben, und als wenn er eine zwingende Gewalt hätte, lösten sich aus den Reihen der Anwesenden drei Gestalten, verschieden in ihrer Art, eins in dem Ausdruck des festen Entschlusses: „Wir sind bereit."

Ueber das Gesicht der Fee zog es wie Sonnenschein. „Sei mir willkommen," sprach sie zu der guten Sitte, die als die erste unter den dreien stand. „Was willst Du tun, um die Selbstsucht zu besiegen?"

„Ich will mich dem zarten Kinde nähern und es derart leiten und erziehen, daß es sich lebenslang voll Abscheu von ihr wende.“

„Und Du?“ fragte die Fee die zweite ihrer Dienerinnen. Es war die hohe Wissenschaft, die an Gestalt die Schwestern weit überragte.

„Ich will die Menschen in mein stilles, ernstes Reich führen und ihnen das eigentliche Wesen der Dinge zeigen. Und der Nichtigkeit alles Irdischen inne geworden, werden sie sich über die Selbstsucht erheben, wie ein Adler sich aus der Tiefe in die reine blaue Luft emporschwingt.“

Die Fee nickte wie im Traum; — dann schaute sie auf. Da stand, von den Schwestern halb verdeckt, die barmherzige Liebe. „Worauf gründest Du Deinen Plan gegen den Feind?“

„Ich weiß es nicht,“ stammelte diese. „Vielleicht wenn die Menschen lieben lernten —!“

Aus der Ferne tönte es wie leises Harfenspiel. Ein blauer, wunderbarer Schein zog durch den Saal, und die Fee hob die weißen Hände wie segnend über die drei Sendboten. „So zieht hin und kämpft zum Heile der Menschenkinder! Und wenn es Euch gelungen, die Feindin ein einziges Mal zu überwinden, so kehret heim — zum Siegesfeste!“

— — — — — — — — — — — — — —

„Ein reizendes Mädchen,“ sagte die alte Präsidentin von Ingersleben zu ihrer Begleiterin,

der Frau Pastor Bernstorff, und hob das langgestielte Glas, um einem schlanken, etwa siebzehnjährigen Mädchen nachzuschauen, das soeben mit tiefem, ehrerbietigem Gruß an den Damen vorübergeschritten war.

Die Angeredete nickte. „Ja, sie hat jetzt in ihrem Betragen etwas Gewinnendes. Früher dachte sie immer nur an ihr kleines, verwöhntes und verhätscheltes Ich. Aber nun, — die gute Erziehung macht freilich viel."

„Man möchte in diesem Falle beinahe sagen alles," meinte die Präsidentin, das Glas sinken lassend und sich ihrer Begleiterin voll zuwendend. „Ich habe ja weiter keine Beziehungen zu der Familie — aber Sie wissen, als Leiterin des Bazars . . .! Für die Kunstbude brauchte ich unbedingt noch ein hübsches, gewandtes Mädchen und bin nun von meiner Wahl geradezu entzückt."

„Sie hatten sich selbst zu Günthers bemüht, Frau Präsident?"

„Ja, ich hörte, daß die Kleine aus der Schweizer Pension zurückgekehrt sei, und mußte sie ja denn nun wohl persönlich auffordern. Aber ich kann Ihnen sagen, liebe Frau Pastor, ich war überrascht."

Die schlichte Pfarrfrau schien sich nicht in gleicher Weise erwärmen zu können. „Na ja, Manieren wird sich ja die kleine Anneliese wohl angeeignet haben."

„Tadellos, Liebste, einfach tadellos. Die reiche Mama Zimmermeister kann sich auf eine solche Tochter etwas einbilden und tut es natürlich auch. Und von der Selbstsucht, die Sie betonten, ist bei der Kleinen keine Spur mehr. Die reizendsten Sachen hat sie in unsere Geberliste gezeichnet, und wenn der Herr Papa ein wenig die Lippen kniff, so küßte sie ihm die Hand und sagte: „Ach, Väterchen, ich schenke doch so brennend gern! Es war wirklich rührend.“

Die beiden Damen waren unterdessen an dem großen Gesellschaftshause vorübergekommen. Durch die unverhüllten Fenster sah man bereits Buden mit den verschiedenartigsten Ausschmückungen.

„Wenn nur die Einnahme von dem Bazar den großen Mühen entsprechen möchte,“ meinte Frau Pastor Bernstorff. „Wo gedenken Sie Ihren Schützling zu verwenden, Frau von Ingersleben?“

„Ich hatte sie, wie gesagt, zuerst für die Kunstbude in Aussicht genommen. Dann meldeten sich aber die beiden Fräulein von Sutinger — es war äußerst peinlich.“

„Und wie wurde die Sache geregelt?“

„Nun, denken Sie mal, die kleine Günther stellte sich sofort für einen andern, weniger guten Platz zur Verfügung, und das mit einer Liebenswürdigkeit . . . .!“

Frau Pastor Bernstorff war überzeugt. Sie lächelte und sagte mit ihrer weichen Stimme: „Das freut mich von Grund meines Herzens."

Der Winterabend war unterdessen vollständig hereingebrochen. Auf den Straßen wurden die Gaslaternen angezündet. Die Präsidentin blieb stehen und studierte auf einem Porzellanschild eifrig einen Namen. Sie schien befriedigt.

„Ich möchte noch auf einen Augenblick bei meiner Schneiderin vorsprechen. Ach bitte, Liebste, tun Sie mir den Gefallen, mich zu begleiten; dann können wir den weiten Rückweg gemeinschaftlich machen!"

„Aber selbstverständlich, Frau von Ingersleben."

Und Frau Pastor Bernstorff schritt, der älteren Dame den Vortritt lassend, bereits eine schmale, nur spärlich erleuchtete Treppe hinauf. Ein etwa achtjähriger Knabe öffnete: „Bitte, einen Augenblick zu warten!"

Die beiden Damen traten in ein schmales, dürftiges Zimmer, das aber den Stempel einer gewissen Wohnlichkeit trug. Aus dem Nebenraum tönten Stimmen.

„Es ist mir wirklich unmöglich, Fräulein Günther, noch ein Rembrandtkostüm für Sie zu fertigen. Ich kann nicht — ich kann beim allerbesten Willen nicht. Die kranke Dora —"

„Ach, sie müssen das kleine Ding nicht so verwöhnen. Sie werden darüber doch nicht Ihre Kundschaft verlieren wollen!"

„Fräulein Günther, das Kind lag vier Tage hindurch fast unausgesetzt in Krämpfen. Es war dem Sterben nahe." In den Worten der Mutter zitterte ein schluchzender Jammer.

Darauf wieder die klingende Mädchenstimme mit dem angelernten vornehmen Akzent. „Es tut mir leid, Frau Schwill, — aber sehen Sie einmal, das Gretchenkostüm, das Sie mir für den Bazar gearbeitet haben, ist ja reizend, und ich hätte es auch unbedingt angezogen. Die Frau Präsident meinte aber gestern, Rembrandt müsse mir womöglich noch besser stehen, und da habe ich es denn bei Papa und Mama durchgesetzt. Nun liegt es nur an Ihnen, Frau Schwill, — Sie müssen — nicht wahr, Sie werden —"

Es entstand eine kleine Pause, während der man das leise Stöhnen eines Kindes vernehmen konnte. Dann kam langsam, müde die Antwort der Frau: „Fräulein Günther, ich bin mit meiner Kraft fast zu Ende. Dabei habe ich in den drei Tagen bis zum Bazar noch vier Kostüme zu fertigen. Ahnen Sie, was das in einem Haushalt mit drei Kindern heißt? Wenn ich Ihren Auftrag übernehme, muß ich vollständig auf den Schlaf verzichten."

„Ach, Liebste, das holen Sie dann später nach. Also es bleibt dabei, Sie arbeiten das Kostüm. So recht, recht hübsch und kleidsam! Dafür will ich Papa bitten, Ihnen die hundert Mark, die er Ihnen geliehen, noch ein wenig zu stunden. Wissen Sie, der ist schon ordentlich ungeduldig. Wann kann ich also zur Anprobe kommen?"

„Übermorgen, Fräulein Günther."

Die beiden Damen im Vorzimmer sahen sich schweigend an.

„Man könnte beinahe weinen," sagte die Präsidentin.

Die Pastorsfrau tat es wirklich.

— — — — — — — — — — — — — —

„Dr. Hermann Krafft" stand auf der Visitenkarte, die mit zwei Zeichenstiften an der niedern Tür befestigt war. Sie hatte bereits eine gelbliche Färbung angenommen; denn sie hing da schon drei oder vier Jahre. Die eine Ecke war abgerissen.

Das Zimmer selbst sah ebenso verstaubt aus und zeugte außerdem von der unendlichen Bedürfnislosigkeit des Eigentümers. Stöße von Büchern lagen auf Tischen und Stühlen, ja selbst auf dem Fußboden. Nur an einem der Tische waren sie zurückgeschoben, um einem Manuskript von größerem Umfange Platz zu gewähren. Vor demselben saß ein junger Mann von etwa siebenundzwanzig Jahren,

das blasse, durchgeistigte Gesicht tief auf die Arbeit geneigt. — Es klopfte mehrmals an die Tür; aber der junge Gelehrte schien es nicht zu hören. „Herr Doktor, Postbote!"

Der vergrübelte Ausdruck in den Zügen des Angerufenen wich dem des Unbehagens über die Störung. Er öffnete nur so weit, um die Hand nach dem Schreiben ausstrecken zu können. Dann ein Blick auf die kalligraphisch ausgeführte Adresse — ach, das war ja von Bruder Fritz! Aber deshalb möglicherweise den Faden verlieren, es wäre zu schade! Der junge Doktor setzte sich, und die Feder flog aufs neue über das Papier.

Endlich griff er doch zur Schere und öffnete den Brief. „Ja, wie sich das nun wohl so in Deinem Schulmeisterkopf malen mag, Kleiner," sagte er, den ersten Bogen beiseite legend. „Du scheinst es für Aufgabe und Ziel der Wissenschaft zu halten, möglichst schnell zu Amt und Würde und Titel zu gelangen." Er lachte gutmütig in sich hinein. „O Fritzel, ich verstehe schon Deiner langen Rede kurzer Sinn: es dauert Euch mit mir zu lange!"

Er ging ein paarmal im Zimmer auf und ab und strich dabei wie liebkosend über einen Haufen vergilbter Pergamente. „Mein Glück ruht aber nun einmal in dieser stillen, tiefen, — na, und

wenn Ihr es so nennen wollt — unbezahlten Gelehrtenarbeit. Was sollte mich also wohl bewegen —?“

Herr Dr. Krafft war eine groß angelegte Natur. Er stand, getragen von der Wissenschaft, tatsächlich über vielen. Schade, daß er auf diese einfache Frage keine Antwort wußte!

Später nahm er noch einmal den Brief, um ihn zu Ende zu lesen. „Die Mutter sei sehr hinfällig und hätte es unsagbar knapp.“ Leider! — Die Kraffts waren nie mit Glücksgütern gesegnet gewesen. In seiner Studentenzeit hatten sie sogar manchmal gehungert. „Schwester Hedwig wäre sehr überanstrengt, ihrer Stellung als Stütze kaum mehr gewachsen.“ Mein Gott, wie konnten die Menschen nur so viel von der armen Kleinen verlangen! Von sich selbst hatte der schreibende Bruder nichts gesagt, und der lesende Bruder vermißte es auch nicht. Nachdem er noch ein paar Gänge durch das Zimmer gemacht hatte, setzte er sich an die Arbeit. Es ist ein großes Werk, das er begonnen, ein Philosophenwerk. Es wird mehrere Jahre dauern; aber bei seiner grenzenlosen Bedürfnislosigkeit hält er sich schon so lange über Wasser.

Herr Dr. Krafft, wenn die alte Frau zu Hause das nur noch erleben wird!

— — — — — — — — — — — — — —

„O Täler weit, o Höhen,
O frischer, grüner Wald, —“

tönte es in hellem, jubelndem Sopran aus der kleinen Mansarde. Ein junges Mädchen kniete am Boden und packte. Es war nicht allzuviel. Ein bißchen Wäsche — die war besonders hübsch, eigenhändig nach dem Geschäftsschluß gearbeitet —, ein helles und ein dunkles Kleid. Für drei Wochen brauchte man ja nicht mehr.

„Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt. —“

Das junge Menschenkind schien nicht recht zu wissen, „wohin mit der Freud'“. Es warf sich eine Sekunde auf das vorweltliche Schlafsofa mit den vielen verbogenen Sprungfedern und schnellte dann wieder jubelnd in die Höhe. Ja, im grünen Moos unter den rauschenden Bäumen wird sich das anders ruhen! Das wußte sie noch von der Ferienkolonie her, als sie einmal in ihrer Kindheit auf Sommerfrische gewesen war.

Sie hatte es eigentlich in ihrem jungen Leben immer so besonders gut gehabt, schon im Waisenhause bei Lehrern und Lehrerinnen immer die erste Nummer und, was das feinste war, bei den Mitschülerinnen auch. Nein, was ließen sich bloß die Kleinen von der sechsten Klasse gern von ihr bemuttern! Sie lachte noch in der Erinnerung glücklich in sich hinein. Und nun im Weißwaren=

geschäft bei der Frau Weinert auch gut, sehr gut sogar! Aber wenn sie von ihrer Urlaubsreise zurückgekehrt sein würde, dann wollte sie ihr auch zeigen, was ein guter Wille und flinke Hände vermögen. Das junge Mädchen machte das Fenster auf und schaute in den dämmernden Sommerabend. Eine ältere Dame ging vorüber und sah hinauf: „Na, Lenchen, hast Du schon alles gepackt?"

„Ja, Fräulein Kühne, und ich bin so froh, so froh!"

Es war ihre alte Lehrerin, die dem elternlosen Mädchen erlaubt hatte, sich ihr anzuschließen. Es sollte nach einer kleinen Försterei gehen; da kostete es nur zwei Mark den Tag. Zweimal einundzwanzig gleich zweiundvierzig. Und sie hatte im Täschlein sechzig Mark.

Dann schloß sie das Fenster und war plötzlich ganz erschrocken. „Mein Gott, wie kann man so etwas vergessen!" Sie nahm ihre helle Sommerjacke vom Nagel und setzte den kleinen Matrosenhut auf. „Ecke Schmiedestraße, zweite Kellerwohnung," hatte ihr einmal der kleine Hans gesagt. Er war in seinen Freistunden Laufbursche im Geschäft, ein blasser, gutherziger, etwa zwölfjähriger Junge, Helenens besonderer Schützling. Sie hätte ihn eigentlich schon früher einmal aufsuchen sollen; aber wie das so ist, man schiebt's von einem Tag zum andern, und wenn er heute nicht so entsetzlich verweint gewesen wäre . . .!

Das junge Mädchen hatte die Wohnung erreicht und klopfte hastig, als hätte sie etwas versäumt. Eine heiße, stickige Luft schlug ihr entgegen, und dabei glühte noch im Herde das Feuer. Frau Winter stand am Bügelbrett. Sie war eine hagere, wohl vor der Zeit gealterte Frau. Ihre Gesichtszüge erschienen hart; — aber, mein Gott, sie wären vielleicht weich gewesen, wenn nicht die Not so oft ihren Stempel darauf gedrückt. In der Ecke spielten zwei kleinere Kinder, während ein etwa fünfzehnjähriges, schmächtiges Mädchen vor der Herdöffnung kniete und damit beschäftigt war, einen glühenden Bolzen in das Bügeleisen zu schieben. Aber — entweder war sie zu ungeschickt oder zu schwach — der Bolzen glitt aus der Zange, und ein häßlicher Dunst verbreitete sich in dem kleinen Raum; die Diele hatte Feuer gefaßt.

Das junge Mädchen auf der Schwelle stieß einen leisen Schrei aus. Ehe sie jedoch zuspringen konnte, hatte die Frau bereits eine Schale mit Wasser über den Fußboden gegossen und den Bolzen wieder in den Herd geschleudert.

„Es ist zum Verzweifeln," sagte diese in polterndem Ton zu der Tochter, die totenblaß in sich zusammengesunken war. „Du bist doch zu nichts mehr zu brauchen, aber auch zu nichts." Dabei hob sie die Halbohnmächtige sorgfältig auf, legte sie auf das ärmliche Bett und streichelte ihr Haar.

Helene war mit raschen Schritten herzugetreten und nannte ihren Namen. Frau Winter kannte ihn schon durch Hans. Sie lächelte trübe.

„Sie hätten lieber nicht kommen sollen, Fräulein," sagte sie in dem Ton von vorhin, hinter dessen rauhem Klang man ihren Herzschlag zu hören vermeinte „Bei uns sieht's trübe aus."

„Ja," nickte das junge Mädchen, „ich sehe. Was ist's mit der Tochter?"

„Sie hat Typhus gehabt, war sechs Wochen im Krankenhaus. Und nun wird und wird das nicht anders. Jeden Tag fällt sie ein paarmal zusammen, und an arbeiten ist nicht zu denken."

„Sie müßte in frische Luft, Frau Winter, und sich noch eine Zeitlang erholen. Kräftig essen — Milch trinken — spazieren gehen!"

Das junge Mädchen stockte. Die Frau hatte sie mit einem eigentümlichen Blick angesehen. So sieht Mutterliebe aus, die für die Ihren keinen Ausweg weiß, aber auch keinen. Dann sprach Frau Winter hastig, sich überstürzend: „Sie sind die erste, die danach fragt, und ich sehe nicht ein, weshalb ich es mir nicht einmal von der Seele schreien sollte. Ja, sie *soll* sich erholen, soll in die frische Luft, aber für wessen *Geld*, Fräulein?" Sie warf ein paar Nickelmünzen verächtlich auf den Tisch. „Da, das ist alles! Mehr kann ich nicht schaffen, und wenn ich arbeite, bis ich

zusammenbreche. Gestern war Mietetag, und die Wintern bleibt keinem etwas schuldig. Aber zusehen müssen, Fräulein, wie einem das so langsam hinwelkt, so unter den Händen vergeht —!" Sie schluchzte laut auf.

Auch an Helenens Wimpern hingen ein paar große, schwere Tropfen, und sich tief über das blasse Mädchen beugend, fragte sie leise: „Fühlen Sie sich sehr elend?"

Die Gefragte schüttelte mit einem müden Lächeln den Kopf. „Ach nein, es war nur der Schreck. Ich kann ja sonst ganz gut allein gehen und bin nicht so schwach, wie die Mutter denkt. Und wenn ich mich noch einmal erholen würde, dann sollten sie es alle gut haben, der Hans und die Liesel und das kleine Mariechen und die gute, gute Mutter." — — —

Eine Stunde später saß Helene mit gefalteten Händen auf ihrem Bett. Es war doch ein harter Kampf, ein fast übermenschlicher Kampf. „O Täler weit, o Höhen," sang es unausgesetzt in ihrem armen, heißen Kopf, und wenn sie aufschaute, sah sie im Mondlicht ihren gepackten Koffer stehen. „Ich reise," sagte sie plötzlich ganz laut, legte sich nieder und schloß die Augen.

Dann schnellte sie nach einigen Stunden wirren Traumes wieder in die Höhe. Der Mond war untergegangen; es war dunkel, nur daß das leuchtende

Kreuz über ihrem Lager sich jetzt in so wunderbarer Klarheit abhob. „Das tat ich für dich — was tust du für mich?“ stand darauf. Sie hatte es von ihrem Seelsorger zum Konfirmationstage erhalten. Helene schluchzte laut auf. „Es ist zu viel, zu viel!“ schrie die Selbstsucht. „Aber vielleicht, wenn du lieben lerntest — vielleicht dann!“ sagte eine andere Stimme. Und als der Morgen graute, war diese Siegerin. —

Am Nachmittag stand Helene strahlenden Gesichts mit Frau Winter auf dem Bahnsteig und schaute dem abfahrenden Zuge nach.

„Und Sie meinen also wirklich, Fräulein Kühne wird sich ihrer ein bißchen annehmen?“ Die Mutter schien das unverhoffte Glück noch nicht ganz begreifen zu können.

„Aber ganz gewiß, liebe Frau Winter. Sie sahen doch, wie freundlich sie Ihr Gretchen ans Herz nahm. Nun wird der liebe Gott schon weiter sorgen.“ Helene drückte ihr die Hand und wendete sich dann mit sicherm Schritt dem Geschäft zu.

„Melde mich gehorsamst zur Arbeit,“ sagte sie mit schelmischem Knix zu Frau Weinert. „Ich habe mich anders besonnen und bin zu Hause geblieben.“

Die Prinzipalin umarmte sie hocherfreut. „Zu geizig, Kleine?“

Diese lachte glückselig und setzte sich an die Nähmaschine.

— — — — — — — — — — — — — —

Das war nun wieder ein großes Rüsten und Schmücken im Lande und ein grenzenloses Freuen und Jubeln. Die Fee hatte zum Feste geladen!

„Endlich!" meinten ihre Getreuen, „endlich!" Aber darin sollte kein Vorwurf liegen; sie wußten wohl, woran es lag, daß die Feiertagsglocke so lange geschwiegen. Und die Fee saß auf strahlendem Thron, ein Bild des Lichtes und der Reinheit, und um sie im Kreise alle, die ihr dienten.

„Du blickst so trübe," sprach sie zu der guten Sitte, die jetzt mit tiefer Neigung vor die Herrin trat. „Hast Du treu mit der Selbstsucht gekämpft?"

„Ich habe! — Aber wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht so wäre ich ein tönendes Erz."

„Und Du?" Die Fee neigte sich zu der hohen Wissenschaft.

„Wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnisse — und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts."

Und die Fee stieg von ihrem Throne und setzte die Liebe darauf, die Siegerin über den Feind. Und sie sangen und jubelten alle und schlugen ihre Harfen; — aber die Liebe war die größeste unter ihnen.

Winterzauber.

Schnell das Büchlein zugemacht!
Glaub' mir, Gretel, was ich sage:
Zauberglanz und Märchenpracht
Gibt es nicht mehr heutzutage."

Und der Bub' aus Septima
Ward vor Eifer rot und röter.
Doch Klein-Gretel meinte: „Ja,
Zauberschlösser gibt es, Peter!"

„Mutter, gibt's ein Zauberhaus?
Hab doch nimmer eins gesehen."
Und die Mutter: „Kommt hinaus,
Will mit euch zum Walde gehen!" —

Und wie Sammetpolster lag
Rings der Schnee auf Weg und Stegen,
Fleckenlos, als wollt' der Tag
Sich darin zum Schlummer legen.

Rauhreif hatte Baum und Strauch
Wie mit Silber übersponnen,
Durch die Zweige ging ein Hauch,
Weihnachtsselig, glückversonnen.

Wenn der Wind vorüberzog,
Küßten sie sich, süß erschrocken,
Wenn ein Vogel weiterflog,
Ein Geriesel lichter Flocken.

An dem niedern Jägerdach
Funkelhelle Glasgehänge;
Ferne her vom Wiesenbach
Feiner Glöckchen Silberklänge.

Sonne neigte feierlich
Sich zu den kristallnen Bäumen,
Und die Wolken färbten sich
Purpurrot mit goldnen Säumen.

„Mutter, sag', woher die Pracht
Und der Klang im Abendwinde?"
Und die Mutter neigte sacht
Sich zu dem erstaunten Kinde:

„Feenhände, lieb und weich,
Bau'n an ihrem Prunkpalaste,
Und wir sind im Märchenreich
Hier, mein süßes Kind, zu Gaste!"

„Fehlt nur noch ein König, der
Uns in Liebe wollt' umfangen!"
Da — durch das Gehege quer
Kam der Vater hergegangen,

Küßte auf die Stirne lind
Seine Kleine, seinen Knaben. —
O, kein Feen-, kein Elfenkind
Weiß von höhern Zaubergaben!

Rings die Felder schleierweiß;
Baum an Baum wie stille Beter.
Und Klein-Gretel hauchte leis:
„Zauberschlösser gibt es, Peter!"

Inhalt.

Ostpreußische Volksbücher.

Verlag

C. Sterzel's Buchhandlung (Gebr. Reimer)

Gumbinnen.

In Leinenband 75 Pfennig.

Band I: „Maienregen — Gottessegen“

von **Frieda Jung.** Fünfte Auflage.

Von 16 Regierungen zur Anschaffung für Schüler- und Volksbibliotheken warm empfohlen.

Daheim:

Von Frieda Jung ist unter dem Titel „Maienregen — Gottessegen“ eine Sammlung kurzer Jugendgeschichten erschienen, die als Muster ihrer Art gelten können. Einfache Geschichten, ohne allen modernen koketten Ausputz, in ihrer Schlichtheit und Wahrheit ergreifend, direkt aus der Schul- und Jugendzeit heraus, pädagogisch wertvoll in hohem Grade. Das Bändchen sei Schulbibliotheken und Familien empfohlen.

Band II: „Freud und Leid“ von Frieda Jung.

Vierte Auflage.

Lötzener Zeitung:

Einfache Geschichten von Freud und Leid des Menschenherzens, nie tendenziös gefärbt, von starker Innerlichkeit und lebhaftem Mitempfinden beseelt, stets psychologisch vertieft, werden hier in schlichter, allen verständlicher Sprache vorgetragen, die doch niemals prosaisch wird, vielmehr vom Hauche der Poesie beseelt und belebt ist. Auch der Humor, an dem es diesem Bändchen nicht mangelt, ist von jener höheren Art, wo der Mensch zu gleicher Zeit weint und lacht. Ihre „Tante Seidel“ ist eine jener köstlichen Figuren, von denen das Wort gilt:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

Die Krone aber des ganzen Bandes ist für uns die Prosaerzählung „Sein Junge“. Kein Vater und keine Mutter sollte diese mächtig ans Herz greifende Erzählung ungelesen lassen. Usw.

Band III: „Zur rechten Zeit“.

Zwei Erzählungen aus der Heimat von

H. Brandstädter.

Königsberger Neueste Nachrichten:

In den Brandstädterschen Erzählungen offenbart sich eine innige Liebe zur Heimat und zum Elternhaus, ein liebevolles Anschauen der Natur und vor allem ein religiöser Sinn. Der Ton einer Volksschrift ist auf das beste getroffen. Brandstädter ist auch als ein echter Jugendschriftsteller auf das beste bekannt. Seine Schriften sind ins Englische, Französische, Holländische und in die Blindenschrift übersetzt worden und werden in Nordamerika als wohlfeile Volksschriften vertrieben; ein Teil von ihnen ist in sämtlichen Schulen des Kantons Solothurn amtlich angeschafft worden.

Band IV: „Festgedichte und Freundesgrüße“

von **Frieda Jung.**

Ostdeutsche Volkszeitung:

Frieda Jung zeigt hier dem Staunenden, daß der echte Dichter auch aus härenen Fäden Seide zu spinnen vermag. Wie sehr versteht sie es, dem rein Gegenständlichen des äußeren Anlasses das Kantige und Harte zu nehmen, alles in dem luftigen Elemente der bildschauenden Phantasie aufzulösen und zu vergeistigen! — — Es ist, als blättere man in einer Mappe Ludwig Richterscher Zeichnungen. Usw.

Ostpreußisches Tageblatt:

Ein Schatz wundervollster Poesie, lauter Perlen, kleine und große, wohl geeignet, das Leben zu schmücken und zu verschönen! Diese Geburtstags-, Weihnachts- und Konfirmationsgrüße, diese Braut- und Hochzeitsgedichte! Nichts von den althergebrachten Wünschen und Versprechen — aber Poesie, eigenartige, köstliche, herzerwärmende Poesie! Man muß sie lesen, und die Augen werden feucht, und die Heiligkeit und Innigkeit deutschen Familienlebens werden uns offenbar. Usw.

Band V: „In der Morgensonne"

von **Frieda Jung.**

Gebunden 75 Pfennig. Zweite Auflage.

Ostpreußische Zeitung:

Sonnig, warm und licht sind diese Kindheitserinnerungen. Man hört in ihnen den Wald rauschen, die Vögel singen und die Quelle plätschern und fühlt etwas Frohes, Gesundes und Gutes im Herzen aufsteigen. Nichts in dem Buch ist weitschweifig, ermüdend oder gar langweilig, Erlebnis, reiht sich an Erlebnis und jedes ist mit dem strahlenden Glanz einer seligen Kindheit umwoben. So groß aber die künstlerische Einfachheit des Ganzen ist, so groß ist auch seine Plastik und Anschaulichkeit, alles steht greifbar und leibhaftig vor uns und zwingt uns zur tiefsten Anteilnahme. Usw.

Die Sammlung wird fortgesetzt.

Die 4 von Frieda Jung erschienenen Bändchen sind auch direkt von der Verfasserin (Buddern, Kr. Angerburg) zu beziehen.

Gedichte von Frieda Jung.

Neunte Auflage. Originalleinenband Mk. 3.50.

Zu beziehen durch:

C. Sterzel's Buchhandlg. (Gebr. Reimer) Gumbinnen

Leipziger Illustrierte Zeitung:

Welche Innigkeit spricht aus diesen Liedern, welche Gemütstiefe zeigt sich dort, welche edle Lebensauffassung offenbart sich in ihnen! Die Dichterin wird niemals überschwenglich oder gar süßlich. Die Gedichte, die auch in der Form sehr anmutig und wohl ausgeschliffen sind, machen einen durchaus edlen Eindruck. Als die Äußerungen eines wirklichen Dichtergemüts erquicken und erbauen sie, und damit erfüllen sie die schönste Mission der Poesie.

Monatsblätter für deutsche Literatur:

Die Gedichte von Frieda Jung zeigen Frische, Kraft, Unmittelbarkeit des Fühlens und eine plastische Darstellungsgabe, die ihresgleichen suchen. Viele von den Poesien sind unbedingt Perlen ersten Ranges, die getrost neben die besten lyrischen Erzeugnisse unserer Literatur gestellt werden dürfen.

Neue Gedichte

von **Frieda Jung.**

Vierte Auflage mit dem Bildnis der Dichterin.

Originalleinenband Mk. 3,50.

Zu beziehen durch:

C. Sterzel's Buchhandlung (Gebr. Reimer)
Gumbinnen.

Königsberger Hartungsche Zeitung:
Dieser zweite Liederkranz von Frieda Jung ist noch zarter in den Tönen ausgefallen und noch voller und würziger im Duft. Der Ausdruck der Stimmung ist oft präzis in ein glücklich gewähltes plastisches Bild oder in eine psychische Pointe gefaßt. Ein Zug von Esprit und ästhetischer Urteilskraft, der Frieda Jung immer vor Sentimentalität bewahrt. Hin und wieder finden sich Verse, die auch ein Mann geschrieben haben könnte. Die meisten Dichtungen aber sind eigentlichste und echteste Weibespoesie. Das ewige Thema Frauenliebe und Leben erfährt hier wundervolle Variationen. Drei Cyklen fallen auch dem flüchtigen Leser in die Augen und schließen sich zusammen zu einem hohen Liede weiblichen Liebens und Leidens. — „Zu spät." — „Lieder einer jungen Frau." — „Ohne Liebe." In dem letztgenannten Cyklus gipfelt sich wohl der Wert der ganzen Sammlung. Hier erreicht Frieda Jung die Höhe des einfachen, köstlichen, wenig und doch alles sagenden Volksliedes, das vielleicht noch nach Jahrhunderten gesungen wird. Dieser Cyklus sollte eine Domäne der Meister werden! Wenn Brahms noch lebte, würde er diese Gedichte am Herzen tragen. Usw.

Druck: Ostpreußisches Tageblatt, Insterburg.

Vierte Auf

C. Sterz

Königsber

Dieser
zarter i
würzige
oft prä
oder in
Esprit
immer
finden
könnte.
und ech
liebe u
Drei C
Augen
Liede
— „Li
In de
Wert
Jung
doch a
Jahrh
eine T
noch
tragen